1,60 DM / Band 236
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

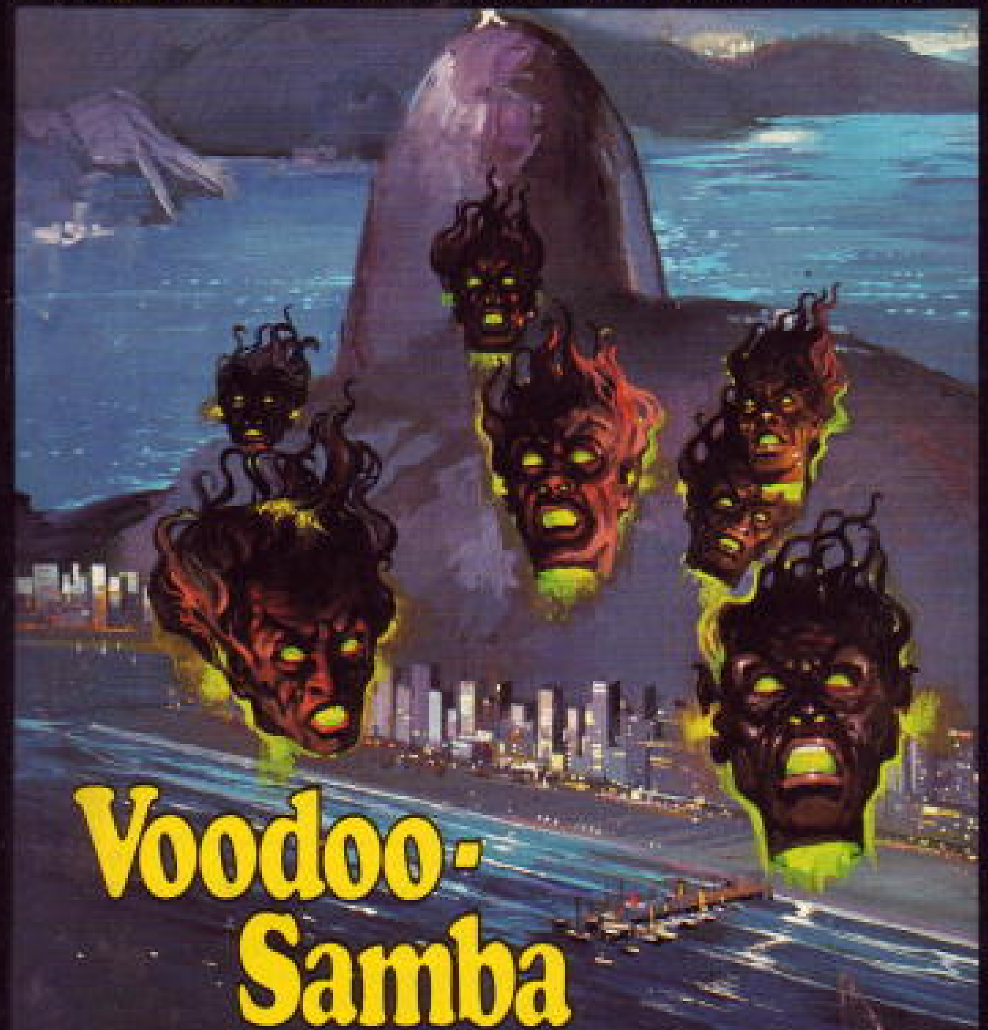
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 80



Voodoo-Samba

John Sinclair Nr. 236

von Jason Dark

erschienen am 11.01.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Voodoo-Samba

Macomba - rätselhaft wie das Land Brasilien.

Macomba - unheimlich, wenn die Trommeln geschlagen wurde.

Macomba - grausam, wenn der Zauber seine ganze Kraft entfaltet.

In London erfuhren wir von Macomba. Doch erst in Rio, der Perle Brasiliens, sollten wir seine gesamte fürchterliche Kraft kennenlernen, und da war es fast zu spät…

Obwohl es zehn Männer waren, verursachten sie kaum ein Geräusch.

Die nackten Füße schleiften über den schmutzigen Boden, hinterließen Spuren, die schon bald von dem aufgewirbelten Staub, der durch die alte Ruine fuhr, verdeckt wurden.

In der Ruine lauerte das Grauen.

Versteckt, wo früher die Kellerräume lagen, hatte es sich manifestiert, und in dieser stürmisch gewordenen Nacht sollte es hervorgeholt werden.

Der Bau eignete sich vorzüglich für das Vorhaben. Vor zwei Monaten war er ausgebrannt. Ein sechsstöckiges Haus, von dem nur die äußeren Mauern noch standen. Gespenstisch wirkten die Vierecke der leeren Fensterhöhlen inmitten der rußschwarzen Mauern, kein direktes Licht traf das alte, ausgebrannte und verlassene Haus, und es stand mit seiner düsteren Silhouette vor dem nachtdunklen Himmel.

Das Haus befand sich in London. Es hätte auch ebenso gut in Tokio, New York oder Paris stehen können, denn all diese Städte besaßen ebenfalls Viertel, die man als Slums bezeichnete. Selbst von Polizisten wurden sie nach Möglichkeit gemieden.

Wer hier lebte, der gehörte zum Ausschuß, zu den Pennern, den Trinkern, den Freaks der Gesellschaft. Obwohl auch sie Träume und Wünsche hatten, die aber nie über den Blickwinkel einer leeren Ginflasche hinausgingen.

Nathan Kilby war so ein Mann. Auch er dachte an Alkohol. Da er jedoch bei den umliegenden Wirten der Kaschemmen keinen Kredit bekam, entschloß er sich, auf andere Art und Weise Geld zu verdienen.

Er stellte seine Ohren auf Lauschposition. Und wer richtig hinhörte, der erfuhr auch was.

So war es dann auch mit Kilby. Schon einige Male hatte er der Polizei Tips gegeben und dafür kassiert. So konnten Diebstähle aufgeklärt werden, zwei Raubüberfälle und eine Vergewaltigung.

Kleine Fische für Kilby, die nur wenig brachten. Er träumte von dem großen Fischzug.

Und den glaubte er nun entdeckt zu haben, denn was in der Ruine geschah, das war schon mehr als unheimlich zu bezeichnen. Das grenzte an Zauber, Magie — und an Mord…

Daraus ließ sich bestimmt Kapital schlagen.

Nathan Kilby gab Scotland Yard einen Tip…

***

Und wir reagierten.

Wir, das waren Suko und ich. Vielleicht hätten wir früher gelacht, doch mittlerweile hatten wir uns entschlossen, auch den kleinsten Spuren nachzugehen.

Lieber mal einen Tritt ins Leere riskieren, als anschließend die Suppe auszulöffeln.

So eine Suppe schien zu brodeln, wenn man den geheimnisvollen Andeutungen des Spitzels Nathan Kilby Glauben schenken durfte. Mich hatte er nicht direkt erreicht, sondern einen Verbindungsmann von ihm.

Der hatte aber sofort geschaltet und mich gefragt, ob ich mich den Tip was kosten lassen wollte.

»Wieviel?« lautete meine Frage.

»Fünf Pfund.«

Das war zwar nicht die Welt, aber auch nicht gerade wenig. Und ein Krösus bin ich auch nicht. Trotzdem ließ ich mich mit diesem Spitzel verbinden.

Über seine ginrauhe Stimme mußte ich grinsen. Das verging mir, als ich seine Informationen hörte, die, wenn sie stimmten, verdammt brisant sein konnten.

»In der alten Ruine bereiten sie etwas vor. Magie, Zauber, Köpfe, Sir. Ja, Köpfe, die gelb leuchten und mal auf Körpern gesessen haben.«

»Schrumpfköpfe?« fragte ich.

»Kann ich nicht sagen, nur Köpfe. Kommen Sie und bringen Sie das Geld mit. Entscheiden Sie sich schnell, Sir.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Sie mich auf den Leim führen wollen, denn fünf Pfund…«

»Nathan Kilby handelt nicht. Meine Informationen waren bisher immer gut.«

»All right, überredet. Und wo sollen wir uns treffen?«

Er nannte eine Straße zwischen den Stadtteilen Hoxton und Shoreditch.

Das war finsterstes Londoner Eastend. Wer da nicht zugehörte und trotzdem hinkam, mußte sich fünf Leibwächter mitnehmen. Ungefähr so wie die South Bronx in New York.

»Und wie finde ich Sie?«

»Nehmen Sie die U-Bahn bis zur Old Street. Ich warte da ab 22 Uhr auf Sie.«

»Ich bringe aber jemanden mit.«

»Mir egal, nur denken Sie an die fünf Pfund. Nicht vergessen…«

Dieses Gespräch spukte mir im Kopf herum, während Suko und ich in einem Wagen der U-Bahn hockten. Bis in den Stadtteil Holborn hinein waren die Wagen noch gut gefüllt, aber sie wurden schnell leerer, je mehr wir uns dem Londoner Eastend näherten.

Wie ein Pfeil raste der Zug durch die Röhren. Rumpeln, Schaukeln, mal das Fauchen von Bremsen, alles Geräusche, an die ich mich längst gewöhnt hatte, und auch Suko, mein Freund und Kollege, saß mit stoischem »U-Bahn«-Gesicht neben mir.

Ich stieß ihn an. »Träumst du?«
»Ich denke!«
»Seit wann kannst du das denn?«
»Ich mache einen Fernkursus, Thema: wie denke ich daran, an meine zehn Shilling zu kommen, die ich dir gestern geliehen habe?«
Ich verdrehte die Augen. »Mensch, bist du ein Geizkragen.«
»Das war mein Taschengeld.«
»Ich bezahle dann den nächsten Kaffee.«
»In Ordnung.« Suko grinste.
Die Unterhaltung war natürlich nur Spaß gewesen. Keiner von uns hatte es ernst gemeint.
Wieder das Zischen. Der Bremsvorgang wurde eingeleitet. Durch die negative Beschleunigung gerieten die Gegenstände ins Rollen, die auf dem Wagenboden lagen.
Papier, Flaschen aus Kunststoff und leere Büchsen. Eine prallte mir gegen den Fuß. Ich kickte sie weg.
Wir mußten noch eine Haltestelle weiterfahren. Die beiden letzten Fahrgäste, die mit uns im Wagen gesessen hatten, verließen ihn. Es waren zwei ältere Frauen.
Ich schaute nach draußen. Die beiden hasteten an der Wagenreihe entlang und sahen zu, daß sie so rasch wie möglich die nach oben führende Treppe erreichten.
Fast leer war der unterirdische Bahnhof. Trübes Licht fiel gegen die gelben Kachelwände, schuf manchmal mehr Schatten als Helligkeit und wurde zu einem wirbelnden Schemen, als der Zug ruckartig wieder anfuhr und sehr schnell beschleunigte, als wollte der Fahrer zusehen, diese Gegend so rasch wie möglich zu verlassen.
Ich hatte beim Stopp aus den Augenwinkeln bemerkt, daß Leute eingestiegen waren. Leider sehr spät, so konnte ich nichts Genaues erkennen. Aber wir sahen sie bald.
Als das Licht im Wagen anfing zu flackern, rissen sie die Tür auf. Zuerst dachte ich an Rocker oder an eine gefährliche Gang aus der Gegend, in die wir fuhren, das jedoch war eine Täuschung. Hier standen uns völlig andere Typen gegenüber.
Fremd aussehende.
Vier zählten wir.
Alle schwarzhaarig. Jeder zeigte ein verschlossenes Gesicht. Die Haut war dunkler als die meine. Bei einem entdeckte ich indianische Züge.
Die Lippen wirkten verkniffen. Die Kerle trugen eine braune, sackähnliche Kleidung, die mich schon fast an Büßergewänder alter tibetanischer Mönche erinnerte.
In Höhe der Taille wurden die Gewänder durch Kordeln festgehalten.
Kaum hatten sie den Wagen betreten, da setzte sich Suko aufrecht hin.

Vorbei war es mit seiner angeblichen Faulheit. Plötzlich war er wach, ebenso wie ich, denn die vier bedachten uns mit finsteren Blicken. Der erste blieb sogar stehen, bevor er uns passierte. Er senkte seinen Kopf, schaute auf uns nieder, und ich sah eine Reihe von spitzen, angefeilten Zähnen, die wie das Gebiß des Beißers aus den Bondfilmen wirkten.

Oder an das meines »Freundes« Xorron.

»Ist irgend etwas?« fragte ich.

Der Mann — es war der mit den indianischen Gesichtszügen — stieß nur ein Knurren aus und ging weiter. Seine drei Freunde folgten ihm. Sie nahmen im hinteren Teil des Wagens Platz.

»Seltsame Typen«, murmelte Suko. »Man sollte ein Auge auf sie behalten.«

Der Meinung war ich auch. »Ist auch schlimm, was sich im Londoner Eastend so alles herumtreibt. Hier bist du deines Lebens nicht mehr sicher, Alter.«

»Was tut man dagegen?«

»Frag mich nicht, die Stadt hat kein Geld.«

»Jetzt spielen sie mit ihren Messern«, sagte der Inspektor.

Ich schaute in den hinteren Teil des Wagens. In der Tat. Die vier hatten ihre Messer zuvor unter der Kleidung versteckt gehalten, sie jetzt hervorgeholt, warfen sie geschickt in die Luft und fingen sie wieder auf.

Das war schon artistisch, wie sie das machten. Irgendwie bewundernswert, ich hätte das mit meinem Dolch nicht geschafft.

Bis einer plötzlich das Messer besonders hoch warf, es sich kurz vor dem Wagendach überschlug und mit der Spitze zuerst nach unten raste, genau auf die offene Handfläche des Werfers, der nicht im Traum daran dachte, sie wegzuziehen.

Die Klinge traf voll.

Hart schlug sie auf seine Hand. Ich erwartete schon, daß sie an der Rückseite mit der Spitze wieder hervortreten würde, das geschah nicht.

Das Messer blieb stecken, wippte aus, und der Typ drehte den Kopf, so daß er mich anschauen konnte.

Ich wich dem Blick nicht aus.

Seine Augen schienen plötzlich zu leuchten. Dann grinste er breit, bewegte den Arm und schob ihn so in meine Richtung, daß ich sehr klar das in seiner Handfläche steckende Messer sehen konnte.

»Und das alles, ohne Eintritt zu bezahlen«, bemerkte Suko.

Ich ging darauf nicht ein, sondern schaute zu, wie der Mann die Finger der »verletzten« Hand bewegte und flüsterte: »Macomba, Macomba, er will Köpfe!«

Köpfe?

Hatte nicht auch Nathan Kilby davon berichtet? Ich saß wie

festgeleimt, jedoch nur einen Moment, denn plötzlich bremste der Zug mit einem gewaltigen Ruck, der Suko und mich fast von den Beinen gefegt hätte.

Zum Glück bekamen wir noch eine Stange zu packen, an der wir uns festklammern konnten.

Dann stand der Zug.

Old Street. Unser Ziel. Ich schaute nach links, wo die vier Kerle hockten.

Sie waren schon aufgestanden und verließen bereits den Zug, dessen Türen sich zischend öffneten. Als letzter ging der mit dem Messer in der Hand.

Auch Suko und ich standen auf. »Hast du das gesehen?« fragte ich meinen Partner, als wir durch den Wagen gingen.

»Man konnte ja nicht vorbeischauen.«

Wir beeilten uns mit dem Aussteigen. Als wir auf dem schmalen Bahnsteig standen, waren die vier Kerle verschwunden. Die dunkle Tunnelröhre schien sie aufgesaugt zu haben.

Hinter uns schlossen sich die Türen. Ein Stoß durchlief den Zug. Die Wagen schüttelten sich und rauschten ab. Die Räder rollten ratternd über die Schienen, und das fauchende Echo wurde vom Tunnel, in dem der Zug verschwand, verschluckt.

Es wurde ruhig.

Tief atmeten wir durch. Der Bahnsteig war etwas größer. Diesen hier konnte man als einen Knotenpunkt bezeichnen. Tagsüber herrschte sicherlich Betrieb, um diese Zeit — es war kurz vor 22 Uhr — war er gähnend leer.

Erst als wir zu den Treppen gingen, sahen wir die Penner. Sie lagen neben einem Kiosk, hatten sich mit alten Zeitungen zugedeckt und lehnten rücklings an dem Gitter. Unter den Hutkrempen hinweg trafen uns abschätzende Blicke, und so manches Gesicht war gar nicht so alt, wie es wirken sollte.

Alles nur Tarnung.

Wo steckte Nathan Kilby, unser Informant? Wir waren nur auf unser Glück angewiesen, wir kannten ihn nicht, er würde uns nur erkennen.

Eigentlich konnte jeder diesen Nathan Kilby spielen, wenn er wollte. Aber er wollte ja auf uns zukommen, ich würde ihm auch die entsprechenden Fragen stellen.

»Willst du warten?« fragte Suko.

Ich schaute auf meine Uhr. Den vereinbarten Zeitpunkt hatten wir erreicht. Eigentlich hätte sich Kilby jetzt zeigen müssen. Saß er vielleicht inmitten der Penner am Kiosk?

Dieser Bahnsteig um diese Zeit gefiel mir überhaupt nicht. Von ihm ging eine seltsame Kälte aus, so etwas Unpersönliches, ohne jegliches Teeling. Das war die Unterwelt. Wer sich hier freiwillig aufhielt,

mußte es meiner Ansicht nach im Kopf haben.

Fünf Minuten warteten wir, saugten die Atmosphäre in uns ein, spürten die Blicke der Penner wie Messerspitzen und fühlten uns in diesem Bahnhof um keinen Deut wohler.

Ich rauchte eine Zigarette. Zwischendurch kam ein Zug. Ich kannte das Gefühl, das mich immer dann überkommt, wenn Züge in die Bahnhöfe einrasen. Es ist ein Schauer, der sich auf meinen Körper legt, als würde er sich vor diesem rasenden Monstrum fürchten.

Erlebt hatten wir es, als wir in den U-Bahnschächten die verdammten Ghouls jagten. [1]

Zwei Fahrgäste stiegen aus. Ein Mann, der eine Lederjacke trug und ein anderer Typ, der dem Lederjackenmenschen erst mißtrauisch nachschaute, ihm anschließend folgte und dabei so dicht an uns vorbeikam, daß wir sein Flüstern hörten.

»Folgt mir.«

War das Kilby? Wir konnten es nur hoffen und gingen auf seinen Vorschlag ein.

Dabei ließen wir jedoch einen respektablen Anstand zwischen uns. Kilby war vorsichtig gewesen, wir wollten nicht, daß er diese Vorsicht durch unsere Eile aufs Spiel setzte.

Die Stufen waren ebenso schmutzig wie das Geländer.

Oben standen wir an einer Kreuzung. Die Old Street und die City Road trafen hier zusammen.

Weiter östlich lag die Gegend, in die uns Kilby führen wollte, er lenkte seine Schritte bereits dorthin.

Etwa fünf Minuten gingen wir hintereinander her. Die Nacht war dunkel.

Nicht weit entfernt lag der Bahnhof an der Liverpool Street. Wir hörten das Rattern von Rangierwaggons.

Die Gegend wurde schlagartig mieser, als wir die breite Old Street verlassen hatten. Wie die Mäuse in ihren Löchern, so verschwanden wir in einer Seitenstraße und wurden von der Dunkelheit regelrecht aufgesaugt.

Neben einer defekten Straßenlaterne blieb Kilby stehen. Er hatte sich an den Pfahl gelehnt und schaute uns entgegen.

Ein komischer Typ war er schon. Sein langer Mantel reichte bis auf die Knöchel. Er trug ihn offen. Darunter sahen wir einen schwarzen Anzug, dem die Knöpfe am Jackett fehlten, und der vorn als auch hinten überhaupt nicht paßte.

Kilbys Gesicht zeigte ein mausähnliches Aussehen, so spitz lief es unter der Nase zu. Auf dem Kopf nur wenige Haare, die er glatt und scheitellos nach hinten gekämmt hatte, so daß sie wie angeklatscht wirkten.

»Kilby?« fragte ich den Mann, dessen Alter so gut wie überhaupt

nicht zu schätzen war.
»Ja.«
»Hier sind die drei Pfund.« Ich ließ meine Rechte in der Tasche verschwinden.
»Nein, Bulle, keine drei. Fünf sind es.«
Ich grinste. »Okay, dann fünf. Das erste war auch nur ein Test. Ich wollte wissen, ob Sie es tatsächlich sind.« Ich reichte ihm die Banknote, die er auseinanderfaltete, sich anschaute und dann in seiner Kleidung verstaute.
»Wer seid ihr?«
»Spielen Namen eine Rolle?«
Kilby legte den Kopf schief. »Eigentlich nicht, Mister. Ihr seid aber bei den Bullen was Besonderes — oder?«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Weil ich nicht will, daß einfache Bullen kommen. Die Sache ist viel zu heiß.«
»Dann sehen wir sie uns mal an«, schlug Suko vor.
»Sie sind 'nen Chink, wie?«
»Chinese«, verbesserte Suko, »und zudem Inspektor bei Scotland Yard, Meister.«
»Klar, ich meinte auch nur.« Er grinste. »Kommt mit und haltet euch immer dicht bei mir.«
Das taten wir auch, obwohl es uns schwerfiel, denn Kilby roch wie eine Mülltonne.
Diese Gegend von London war mir ziemlich unbekannt. Kaum ein Fall hatte uns hierher geführt. Es war das reinste Abbruchgelände. Die Häuser konnte man nur mehr als bessere Kasernen bezeichnen, aber sie waren bewohnt.
Aus den Fenstern fiel Licht, erhellte immer Ausschnitte der Straße, und manchmal sahen wir auch die schattenhaften Gestalten, wenn sie durch die hellen Streifen huschten.
»Wir sind zu dritt«, flüsterte Kilby, »da werden sie sich hüten, uns anzugreifen.« Einen Atemzug später sahen wir ihn nicht mehr. Da war er wie vom Erdboden verschwunden.
Wir blieben stehen, hörten sein Lachen und wandten uns nach rechts.
Eine bleiche Hand schob sich uns entgegen. Sie drang aus einem düsteren Spalt zwischen zwei Häusern. Der Weg war gerade so breit, daß ein Mensch hindurchpaßte, wobei er noch Mühe hatte, nicht mit den Schultern anzustoßen.
Wir folgten Kilby. Ein ungutes Gefühl hatte ich schon, und meine Hand blieb in Nähe der Beretta.
Hinter mir hörte ich Sukos Schritte.
Kilby kicherte, bevor er sagte: »Wenn es unter euren Füßen weich wird, dürft ihr euch nicht wundern. Dann seid ihr auf eine der Ratten

getreten, die hier rumliegen.«
»Danke für die Information.«
Wir traten tatsächlich auf Ratten. Unter mir bewegte sich dieser tote Körper, als er mit dem Gewicht belastet wurde.
Ich war nur froh, daß wir kein Licht gemacht hatten, der Anblick einer zerquetschten Ratte ist nicht eben das Wahre.
Weit brauchten wir nicht mehr zu laufen. Die schmale Gasse hatte ungefähr die Länge einer Hausbreite. Anschließend landeten wir in einem Hof. Obwohl keine Lampe brannte, konnten wir mehr sehen. Dies lag allein schon an der Weite.
Fast wäre ich gegen Kilby gelaufen. Als ich ihm auswich, zupfte er mich am Arm. »Sehen Sie den Berg da?«
»Ja.«
»Das ist eine Schutthalde. Wir müssen da hoch.«
Nun, die Schutthalde war ein kleiner Hügel, nur wenige Schritte von uns entfernt. Leider war der Aufstieg mit Geräuschen verbunden, und ich trat so manches Mal auf ein undefinierbares Zeug, das man mit dem Sammelbegriff widerlich umschreiben konnte.
Hier hörten wir die Ratten sogar. Ihr scharfes Fiepen erschreckte uns.
Wir vernahmen das Rascheln, und ich spürte auch Bewegungen an meinen Hosenbeinen.
Suko schimpfte ebenfalls, aber das interessierte Kilby nicht weiter. Er stieg voran und blieb erst stehen, als er sich auf dem Hügel befand. Wie ein kleiner Feldherr wirkte er. Seine Gestalt zeichnete sich als Schatten ab.
Ich erreichte ihn als zweiter, suchte mir einen einigermaßen festen Stand, und Suko kam als letzter, wobei sich der Chinese noch an meiner Schulter abstützte.
»Seht mal nach vorn!« verlangte Kilby flüsternd.
Das taten wir.
»Und?« fragte Suko.
»Könnt ihr nicht das Haus erkennen? Man kann es nur von hier sehen, gut sehen, meine ich.«
»Wo denn?«
Kilby nahm meinen Arm, brachte ihn in die Höhe und richtete ihn genau aus. »Da, mein Lieber.«
Tatsächlich, da war ein Haus. Ich hätte es nicht erkannt, wenn ich es nicht gewußt hätte, weil eben kein Licht zu sehen war.
»Das ist die Ruine«, flüsterte Kilby.
»Ruine?«
Der Spitzel schaute mich an. »Klar, Meister. Das Haus ist doch ausgebrannt, es stehen eigentlich nur noch die Grundmauern, aber im Innern ist trotzdem was los. Macomba, sage ich nur.«
»Wer ist das schon wieder?«

»Ein Zauber.«
»Brasilien«, fügte Suko hinzu. »Wahrscheinlich auch Voodoo.«
Ich pfiff durch die Zähne. Wenn das zutraf, dann waren wir hier genau richtig.
»Sollen wir nicht los?« Diese Frage stellte ich und sah, wie Kilby den Kopf schüttelte.
»Nein, nicht. Wir müssen noch warten. Gleich werden sie beginnen. Ich habe das in der letzten Nacht auch erlebt.«
»Womit beginnen?«
»Lassen Sie sich überraschen.« Kilby kicherte und hustete unterdrückt.
Wir mußten noch einige Minuten auf dem Abfallhügel stehenbleiben, bis wir endlich etwas entdeckten.
Im Haus erkannten wir einen Lichtschein.
Da hatte niemand das elektrische Licht angezündet, so etwas gab es dort nicht, nein, die Helligkeit stammte von Fackeln, die durch die Gänge oder Flure des Hauses getragen wurden, deshalb war es flackernd, verschwand manchmal, wenn sich die Träger der Fackeln außerhalb der Fensterhöhlen bewegten und tauchten wieder auf, sobald die anderen hinter den Vierecken zu sehen waren.
Nach einer Weile war uns klar, daß sie in den Keller des Hauses gingen.
Sie bewegten sich nämlich von oben nach unten. Ich wollte sichergehen und fragte Kilby:
»Versammeln die sich im Keller?«
»Ja.«
»Und was machen sie da?«
Selbst im Dunkeln bemerkte ich, wie heftig der andere den Kopf schüttelte. »Mann, Mister, Sie können von mir nicht verlangen, daß ich da nachschaue. Ich traue mich nicht in den Keller. Ich habe nur ihre Gesänge gehört, die waren schlimm genug.«
»Worum ging es da genau?« schaltete sich Suko ein.
»Um Zauber.« Der Spitzel hatte seine Stimme gesenkt. »Die sprechen von einem Zauber und von Köpfen. Das ist schlimm, ehrlich. Da läuft es mir jetzt noch kalt den Rücken runter.«
Wir warteten eine Weile, bis das Licht nicht mehr zu sehen war.
»Jetzt sind sie alle im Keller«, hauchte Kilby.
»Dann wollen wir uns das mal ansehen«, erwiderte ich, drehte mein Gesicht Nathan Kilby zu und fragte: »Kommen Sie mit?«
»Nein, mein Job ist zu Ende. Ich werde mich hüten, in das Haus zu gehen. Die massakrieren mich…«
»Leicht verdiente fünf Pfund.« Ich konnte mir den Satz nicht verkneifen. »Bringen Sie uns wenigstens bis zur Straße.«
Nathan Kilby überlegte eine Weile. Schließlich nickte er und zeigte

sich somit einverstanden.
Wir rutschten die Müllhalde an der anderen Seite wieder hinunter.
Allmählich wurde auch ich gespannt…

***

Wir verließen den schmutzigen Hinterhof, auf dem wir gelandet waren, durch eine ebenso schmale Gasse wieder. Die Straße, in die die Gasse mündete, war nicht viel breiter, und es war auch nicht die, in der das besagte Haus stand.
Obwohl sie so dunkel und unheimlich wirkte, war sie doch belebt.
Bewohnte Häuser, hin und wieder ein fahler Lichtschein, meist ausgehend von einer nackten Glühbirne unter schmutziger Decke.
Schattenhafte Gestalten. Einmal lachte eine Frau.
Es kamen uns auch welche entgegen. Jugendliche, denen wir auswichen, weil sie selbst nicht daran dachten, für uns Platz zu schaffen.
Abfalltonnen und Müllhaufen entdeckten wir ebenfalls. In ihrem Schatten schliefen Säufer.
»Hier lebt der traurige Kolonialzeitrest des ehemals so großen Empire«, sagte unser Führer voller Verachtung. »Daß es soweit gekommen ist, haben sich die Briten selbst zuzuschreiben.«
Innerlich gab ich ihm recht, hatte jedoch keine Lust, mit ihm darüber zu diskutieren.
Nicht weit von dem besagten Haus entfernt, lag ein Park. Wir sahen ihn als einen dunklen Flecken, der sich hin und wieder bewegte. Es waren die Kronen der Bäume, mit denen der Wind spielte.
Die Straße mußte früher einmal zu einer guten Wohngegend gehört haben, denn als wir in sie einbogen, da sah ich an beiden Seiten Parkuhren stehen.
Man hatte sie nicht abmontiert. Sie standen hier als Zeugen einer längst vergangenen, besseren Zeit.
Das Haus, in dem sich dieser geheimnisvolle Vorgang abspielen sollte, lag ziemlich am Ende der Straße.
Ruhig war es nie. Nicht nur unsere Schritte konnte man hören, auch der Wind fuhr in die Straßenschlucht hinein, spielte mit dem Abfall, wirbelte Papier vor sich her oder leere Dosen, die scheppernd durch die Rinnsteine krochen.
Von dem Licht sahen wir nichts mehr, dafür torkelte jemand auf uns zu.
Der Kerl war angeheitert. Als er näherkam und sprach, da merkte ich, daß wir es mit einer Frau zu tun hatten.
»Sie…sie sind wieder da«, sagte die Frau mit schwerer Zunge. »Sie… sie kommen schon…«
»Wer?« fragte ich.

Die Frau stand schwankend vor mir. Sie hatte Mühe, mein Gesicht zu erfassen. An der Stirn war ihre Haut aufgeplatzt, wahrscheinlich hatte sie mit einem harten Gegenstand Bekanntschaft gemacht. »Wer, fragst du? Die Köpfe, Macomba…die Toten werden gerufen…« Sie lachte schrill und verschwand.

Wir ließen sie gehen.

»Weiter!« drängte Suko.

Auch ich hatte es eilig, aber unser Spitzel wollte nicht mehr mit.

»So long«, sagte er und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Jetzt standen wir allein auf weiter Flur und beschleunigten auch unsere Schritte.

Wenig später schon blieben wir stehen. Gleichzeitig hatten Suko und ich das gelbe Licht gesehen, und wir hörten auch den seltsamen Singsang.

Im nächsten Augenblick geschah etwas Unheimliches.

Ich hatte ja viel erlebt, aber so etwas noch nicht. Mir kam es vor, als würde jemand in der Straße der Reihe nach Lichter einschalten. Nur keine elektrischen Glühbirnen, sondern etwas anderes.

Auf der anderen Seite, wo auch das Haus stand, begann es.

Da glühte etwas auf.

Ein gelblicher Schein war zu sehen. Er schwebte etwa in Brusthöhe.

Genau gegenüber geschah das gleiche, und der Schein wanderte auf uns zu. Immer mehr »Lampen« wurden angeknipst, aber es waren keine Lampen, das sahen wir, als der Schein intervallweise näherkam. Was sich als Haube praktisch auf den Parkuhren befand, war so grauenhaft daß unser Verstand sich weigerte, es zu erfassen.

Das waren Köpfe!

***

Wir standen wie angewachsen auf dem Fleck, unfähig, uns zu rühren, und beobachteten nur.

Auf beiden Seiten der Straße wurde Kopf für Kopf ausgeleuchtet. Ein schauriges, makabres Bild, vor dem man sich eigentlich nur schütteln konnte.

Auch in unserer Nähe befanden sich Parkuhren. Wir hatten die Köpfe beim erstenmal wegen der Dunkelheit nicht gesehen, jetzt aber leuchteten sie auf, so daß wir sie uns näher anschauen konnten.

Von innen her glühten sie gelb. Dabei zeigten sie außen eine dunkelrote Farbe. Aber durch die leeren Augenhöhlen, die Nasenlöcher, die Mäuler und auch die Ohrlöcher schimmerte das gelbe Licht und legte einen unheimlichen Schein über die Schädel.

Die Köpfe rissen helle Inseln in die Dunkelheit. Jedes Gesicht wirkte so, als wären seine Züge in Schmerzen erstarrt.

Nachdem ich meine Sprache zurückgefunden hatte, atmete ich tief

durch und flüsterte: »Ob die echt sind?«

»Werden wir gleich sehen«, sagte Suko, löste sich von mir und schritt auf die am nächsten stehende Parkuhr zu. Er streckte seinen Arm aus, hob ihn halb an und tastete mit den Fingern über das Gesicht des widerlichen Schädels.

»Fühlt sich hart an«, sagte er über die Schulter gewandt zu mir.

Ich blieb auch nicht stehen und ging zu ihm.

Suko hatte die Hand wieder zurückgezogen. »Als wären es Halloween-Attrappen«, murmelte er.

»Bist du sicher?«

Da lachte er und sagte: »Was ist hier schon sicher, John? Nichts, aber auch gar nichts.«

Da hatte mein Partner recht. Wir konnten es mit allem zu tun haben, auch mit Schwarzer Magie. Und daran mußten wir glauben, wenn wir die Vorgänge zusammenzählten.

»Woher stammt das Licht?«

Als ich die Frage stellte, hatte der Inspektor bereits seine Hände um den Schädel gelegt. Er mußte Kraft einsetzen, um den Kopf abzuziehen.

Dann hielt er ihn zwischen den Händen, drehte ihn um und schaute durch den Halsstumpf in das Innere.

»Sieht aus wie ein künstliches Gebilde«, bemerkte er.

»Aber verdammt echt nachgemacht.«

Suko gab mir recht und drehte den Kopf wieder herum, so daß uns das Gesicht anschaute.

Dunkelrot schimmerte es, wie ich schon zuvor erwähnte. Das Licht mußte aus dem Material selbst dringen, und es machte den Schädel transparent. Interessant wirkten auf uns die erstarrten Gesichtszüge. Es kam mir vor, als würden sie nur pausieren und irgendwann wieder erwachen. Der Gedanke daran war nicht gerade angenehm.

»Zähne sind auch noch vorhanden«, erklärte Suko. »Sogar ziemlich spitze Dinger.«

»Wie bei dem in der U-Bahn!«

Überrascht schaute mich der Inspektor an. »Wie kommst du denn auf diesen Vergleich?«

»Ich werde das Bild nicht vergessen, wie der Kerl mit den indianischen Gesichtszügen uns angeschaut hat. Und ich bin sicher, Suko, daß er und seine Freunde mit dieser Sache hier zu tun haben. Darauf kannst du Gift nehmen.«

»Lieber nicht.«

»Was machen wir mit dem Schädel?« Suko lachte leise. »Wir können ihn ja in das Haus bringen und den Burschen vor die Füße werfen.«

»Nicht schlecht, Herr Specht«, murmelte ich, schielte auf den Kopf und schrie Suko eine Warnung zu.

Mein Freund reagierte gedankenschnell. Er ließ den Kopf fallen, gerade noch im rechten Augenblick, denn der Schädel hatte zubeißen wollen. Er tat es auch, und seine Zähne hieben zum Glück nicht in Sukos Hand, sondern daneben. »Der lebt«, flüsterte ich und hatte schon eine Beretta gezogen.

»Nicht, John!« Suko streckte seinen Arm aus. Er griff zur Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis damit über dem Boden, und die drei Riemen hatten freie Bahn.

Der Kopf lag auf der Erde. Er war so gefallen, daß uns das Gesicht anstarrte. Durch die aus Mund und Augen dringende Helligkeit, war jedes Detail gut zu erkennen. Ich sah auch, wie sich das Maul bewegte.

Es klappte langsam auf und zu.

Ein schauriges Bild, das Suko sehr bald zerstörte. Mit der Peitsche hieb er zu, und er hatte so geschlagen, daß auch alle drei Riemen voll trafen.

Gerechnet und gehofft hatten wir, daß die Peitsche den Schädel zerstören würde. Aber wir wurden dennoch von dem unheimlichen und schmerzerfüllten Heulen überrascht, das aus dem Maul des Schädels drang, bevor er mit einem Zischen verging.

Das Zischen führten wir auf die kleine, gelbe Flamme zurück, die aufzuckte und mithalf, den Kopf zu zerstören.

Zurück blieb ein Rest von Staub…

Suko rührte mit der Fußspitze darin herum. »Das war's dann wohl«, bemerkte er und grinste. »Jetzt weißt du, John, wie du die übrigen Köpfe erledigen kannst. Du brauchst nur an der Reihe der Parkuhren entlangzugehen und zuzuschlagen.«

»Bist du auch dafür?«

»Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«

Da hatte mein Freund und Kollege völlig recht. Zudem mußten wir so gewalttätig reagieren, denn uns war klar geworden, daß diese maskenähnlichen Schädel zwar keine Menschenköpfe waren, dafür gefüllt mit Schwarzer Magie.

Und die mußte vernichtet werden.

Es sollte jedoch nicht dazu kommen, denn die andere Seite übernahm die Initiative.

Nicht die Köpfe, nein, sie blieben nach wie vor auf den Ständern der Parkuhren, es waren die Menschen, die sich im Keller versammelt hatten und irgendeine Beschwörung durchführten. Sie schienen am Ende damit zu sein, denn aus dem Haus fiel der erste Lichtschein nach draußen.

Es war ein tanzender, zuckender Balken. Wir konnten erkennen, daß es sich bei ihm nur um Fackelschein handelte. Aus dem Balken wurden zwei, drei und vier. Sie vereinigten sich zu einem

Lichtteppich, der nicht nur auf der Straße lag und deren gesamte Breite einnahm, sondern auch noch über den Köpfen der Fackelträger schwebte.

Zum erstenmal sahen wir unsere Gegner. Vielmehr die Umrisse davon, genau konnten wir sie nicht erkennen, da sich zwischen uns fast die gesamte Straßenlänge befand.

Die nächsten Sekunden vergingen schweigend.

Wir nahmen das unheimliche, gespenstische Bild in uns auf. Da standen mindestens sechs Gestalten, die ihre Fackeln hocherhoben hatten. Der Widerschein dieses Lichts glitt lautlos und geisterhaft über die düsteren, schmutzigen Wände der verlassenen Häuser, die in der Straße dicht an dicht standen, so daß ich keine Lücke entdeckte und die Häuser wie eine Wand wirkten.

Im Mauerwerk gähnten die Öffnungen der ehemaligen Fenster. Auch sie wirkten auf ihre Art und Weise unheimlich.

Man konnte glauben, daß jeden Moment schreckliche Gestalten aus den Höhlen auftauchen würden, um uns den Garaus zu machen.

Über allem lag der düstere Nachthimmel, und der Widerschein der Fackeln verlor sich auf halber Distanz zwischen uns und den Gestalten.

Ein apokalyptisches Bild, eine Szene vom Untergang einer Großstadtstraße, wie sie John Carpenter in seinem Film »Die Klapperschlange« so ausgezeichnet und deprimierend realistisch in Szene gesetzt hatte. Ich wurde an den Film erinnert, als ich dieses Bild sah, und ein kalter Schauer glitt über meinen Rücken.

»Da scheinen wir gerade noch rechtzeitig gekommen zu sein«, bemerkte Suko mit leicht kratziger Stimme.

Er hatte einen wahren Satz gelassen ausgesprochen. Ich merkte, daß sich Schweiß auf meiner Haut gebildet hatte. Er war von der Anspannung, und wie auf ein geheimes Kommando hin gingen wir vor.

Schritt für Schritt näherten wir uns den anderen, die stehenblieben und warteten.

Als wir etwa zehn Yards zurückgelegt hatten, hörten wir die Trommel.

Sie klang nicht auf der Straße auf, sondern mußte in einem Haus geschlagen worden sein.

Der dumpfe Rhythmus schwang über die Fahrbahn, und er paßte sich dem unheimlichen Bild an.

Wie eine Allee von Schädeln kam mir die Szene vor. Fast auf jeder Parkuhr hockte ein Kopf, aus dessen Augenhöhlen der gelbe Schein drang, uns jedoch nicht erreichte, sondern sich am Rand der Straße verlor.

Längst hatte ich meine Beretta gezogen. Was wir hier erlebten, war

kein Spaß oder Film, wir mußten höchstwahrscheinlich um unser Leben kämpfen, denn ich glaubte nicht daran, daß diejenigen die sich für den Zauber verantwortlich zeigten, so einfach aufgaben. Suko und mich trennte etwa die Länge eines Schrittes. Ich versuchte, meine innere Spannung unter Kontrolle zu halten, was mir auch recht gut gelang, und als wir dann die Ausläufer des sich bewegenden Lichtscheins erreichten, blieben wir stehen, ohne uns vorher abgesprochen zu haben.

Abwarten hieß die Devise.

Ich zählte nach.

Mit sechs Gegnern hatten wir es zu tun. Das Haus, aus dem sie gekommen waren, lag von uns aus gesehen, auf der rechten Seite. Auch dort sah ich noch den blassen geisterhaften Schein, so daß ich davon ausgehen konnte, es mit noch mehr Gegnern zu tun zu bekommen.

Keine guten Aussichten. Wir hatten nun einmal in den sauren Apfel gebissen und mußten ihn auch essen.

Bisher hatte niemand von uns ein Wort gesprochen. Dennoch lag die Feindschaft wie ein unsichtbares Band zwischen uns. Jede Gruppe wußte genau, was sie von der anderen zu halten hatte.

Schließlich übernahm ich die Initiative. Ich schleuderte den Männern meine Worte entgegen und fragte sie: »Was hat das hier zu bedeuten? Gebt mir eine Antwort.«

Schweigen. Nur die Arme der Männer bewegten sich hin und wieder, so daß der Fackelschein jedesmal anfing zu wandern und andere, seltsame Figuren schuf.

»Könnt ihr nicht reden?«

Da löste sich aus der Mitte des Pulks ein Mann. Auch er trug eine Fackel, senkte den rechten Arm, und der gelblich rote Schein glitt näher an sein Gesicht heran.

Der Mann ging nicht sehr weit, er blieb nach zwei Schritten schon stehen. Die Distanz reichte mir allerdings aus, um ihn erkennen zu können. Wir hatten ihn schon in der U-Bahn gesehen. Es war der Typ mit den indianischen Gesichtszügen, die durch das zuckende Licht seltsam grimassenhaft wirkten. Er hatte sich auch das Messer in die Hand fallen lassen, ohne sich zu verletzen.

»Macomba«, sagte er nur.

Vielleicht wären andere, seine Landsleute, zum Beispiel, nach dieser Antwort verschwunden, denn das Wort war drohend ausgestoßen worden, wir jedoch blieben stehen, und Suko stellte die nächste Frage.

»Was ist mit Macomba?«

»Der Totenzauber.«

»Den ihr hier aufführt?« fragte ich.

»Wir rufen den Geist an. Die Köpfe werden ihm den Weg weisen. Ihr

seid Fremde, flieht, oder Macombas Rache wird euch vernichten. Einen Diener habt ihr zerstört, er wird sich dies nicht gefallen lassen, das könnt ihr mir glauben…«

»Nein, wir werden nicht fliehen, sondern dem Spuk ein Ende bereiten. Wir…«

Ich sprach nicht mehr weiter, da ich von einem Schrei unterbrochen worden war. Rechts außen brach einer der Männer zusammen. Er taumelte noch ein Stück vor, dann konnten seine Beine das Gewicht des Körpers nicht mehr halten.

Er fiel nach vorn. Als er hart aufschlug, da entglitt die Fackel seiner Hand. Auf dem Boden brannte sie weiter.

Der Mann, mit dem ich gesprochen hatte, zuckte zusammen. Aus seinem Mund drang ein drohendes Geräusch. »Du hast ihn getötet«, flüsterte er rauh. »Nur du allein…«

»Moment, das ist doch wohl ein Irrtum, ich habe nichts…«

»Einer von euch beiden!« Er blieb bei seiner Ansicht.

»Wir haben ihn nicht berührt«, hielt ich ihm entgegen. »Er ist von allein gefallen.«

Der Bursche hob die freie Hand, ballte sie zur Faust und schleuderte seinen Arm vor. »Nicht berührt?« zischte er. »Und ob ihr ihn berührt habt. Wer hat den Kopf zerstört?«

Da wußte ich Bescheid. Auf diese Tour lief es also hinaus. Verdammt, ich hätte es mir denken können. Zwischen den Masken oder Köpfen auf den Parkuhren und den Menschen vor mir gab es also eine Übereinstimmung. Sie standen untereinander in Verbindung. Wenn einer starb, vernichtet wurde, dann war es auch mit dem anderen aus.

Von solchen Verbindungen hatte ich schon des öfteren gehört und es auch erlebt. Es gab diesen seltsamen Zauber, wo ein Teil den anderen am Leben erhielt, nur weil die andere Hälfte noch auf eine magische Art und Weise existierte.

Wenn ich das Wort Macomba in die Diskussion hineinwarf und an Brasilien dachte, wie Suko schon erwähnt hatte, dann mußten wir mit einem fernen Zauber rechnen, einem außereuropäischen, gegen den es schwer sein würde, anzukommen.

Ich mochte diese fernen Dschungelzauber nicht. Sie beschworen Kräfte herauf, die man kaum unter Kontrolle halten konnte.

Während ich darüber nachdachte, starrten die anderen uns stumm und haßerfüllt an. Ihre Blicke waren gefährlich, sie erinnerten an Dolche, so scharf und spitz.

»Wer bist du?« fragte ich den Mann mit den indianischen Gesichtszügen.

Sein Körper streckte sich. Er holte tief Luft, unter dem sackähnlichen Gewand spielten die Muskeln, und er antwortete mit rauher Stimme. »Ich bin Cassara, Macombas Vertreter. Ich werde ihm ein Opfer

bereiten, der alte Zauber muß auferstehen.«

»Nichts wirst du«, erwiderte ich kalt. Suko schaltete sich ein. »Wir werden es nicht zu einem Voodoo-Samba kommen lassen, darauf kannst du dich verlassen.«

Mit einem gleitenden Schritt bewegte sich Cassara zur Seite und lachte scharf auf, als ich meine Waffe hob. »Du brauchst nicht zu schießen, ich will dir nur etwas zeigen!« Er bückte sich, drehte den Toten auf den Rücken, und hielt dessen Fackel so, daß sie das Gesicht des Mannes anleuchtete.

Wir zuckten zusammen. Das Grauen streifte uns wie kalter Atem. Der Tote hatte kein Gesicht mehr.

Nur eine grauweiße Masse war zu sehen. Weder Augen, Nase, Mund noch Ohren.

Cassara richtete sich wieder auf. »Er hat sein Gesicht verloren!« flüsterte er. »Und deshalb wird er ein ewig Verdammter bleiben. Das Totenreich ist ihm versperrt. Ihr… !« schrie er anklagend. »Ihr seid Schuld daran, und euch wird die Rache des großen Macomba treffen!«

Die Worte beeindruckten mich, jedoch zeigte ich es nicht. Statt dessen wies ich mit meiner Waffe auf das leerstehende und innen ausgebrannte Haus.

»Wie viele von euch treiben sich noch dort herum?«

Er hatte sich wieder aufgerichtet und schüttelte seinen Kopf. »Was interessiert es dich? Zähle die Köpfe nach, dann weißt du es. Und Macomba wartet auf euch Frevler, ihr werdet uns nicht abhalten!«

Starke Worte, in der Tat. Aber konnte er sie einhalten?

Cassara hatte genug geredet, er wollte Taten sehen, und er ließ seinen Männern freie Bahn…

***

Wir hatten natürlich mit dem Angriff gerechnet, waren auch nicht völlig unvorbereitet, und doch überraschten sie uns. Denn sie warfen sich nicht nur gegen uns, sondern kamen mit ihren Fackeln. Dabei versuchten sie, uns die Flammen gegen die Gesichter zu schleudern.

»Aufpassen, John!« Diese Warnung schrie Suko mir zu. Er hätte es nicht gebraucht, ich wußte auch so, wie ich reagieren mußte.

Ein Sprung zurück und gleichzeitig zur Seite brachte mich zunächst aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Als ich mit der Schulter auf den Boden schlug, flog die erste Fackel bereits über meinen Kopf hinweg und prallte irgendwo hinter mir zu Boden.

Ausruhen konnte ich mich nicht. Ein paarmal drehte ich mich sehr schnell um die eigene Achse, gewann auf diese Art und Weise Distanz und konnte wieder auf die Füße springen.

Suko hatte sich, von mir aus gesehen, nach rechts geworfen. Während ich noch keinen direkten Kontakt mit meinem Gegner hatte,

war Suko in die Vollen gegangen.

Der griff an.

Der Chinese beherrschte ostasiatische Kampftechniken. Er konnte zu einem menschlichen Sturmwind werden, und das bekamen die Fackelträger zu spüren.

Der Lichtschein begann stärker zu tanzen, als es dem Inspektor gelang, durch gezielte Schläge, den Kerlen die Fackeln aus den Fäusten zu schleudern.

Ich hörte Schreie, Rufe der Wut und des Zorns, und ich sah, wie Körper durch die Luft wirbelten.

Suko räumte auf.

Wir hätten natürlich auch schießen können, doch das vermieden wir beide. Diese Menschen waren keine Dämonen, sondern irregeleitete, unter dämonischem Einfluß stehende Geschöpfe, die man vielleicht aus dem magischen Bann lösen konnte.

Andererseits brauchte ich nur an die Szene zu denken, als Suko seine Dämonenpeitsche eingesetzt hatte. Nach der Zerstörung des Kopfes war auch einer der Männer vergangen.

Ich war fast über die gesamte Straßenbreite gerollt. Dreck, Staub und Abfall klebten an meiner Kleidung, und wie im Krampf hielt ich die Beretta fest. Dabei hoffte ich noch immer, daß die anderen zur Vernunft kommen würden, dies allerdings war nicht der Fall.

Sie machten weiter.

Es war nicht der Kerl mit den indianischen Gesichtszügen, der sich als erster auf mich stürzte, sondern ein anderer, kleinerer Typ, den ich auch in der U-Bahn gesehen hatte. Diesmal hielt er ein Messer in der Hand.

Die Spitze wies nach unten. Der Kerl fiel mir entgegen, das Messer würde treffen.

Meine freie Hand schnellte in die Höhe. Ich bekam den Arm im richtigen Moment zu packen und schleuderte den Kerl über meinen Kopf hinweg nach hinten.

Dann sprang ich auch auf.

Der Gegner krachte gegen einen Parkuhrenständer. Aber er war nicht besiegt. Schnell wie eine Katze kam er wieder auf die Füße, griff mich erneut an, und nicht nur er, sondern auch zwei andere, die sich mir von hinten näherten.

Hilfe würden wir in dieser Gegend nicht bekommen, das stand fest. Die Menschen, die hier noch lebten, hielten sich lieber zurück, sie wollten in Auseinandersetzungen nicht mit hineingezogen werden, also mußten wir etwas tun.

Drei mit Messer bewaffnete Gegner waren ein wenig viel. Ich konnte jetzt auch keine große Rücksicht mehr nehmen, sondern schoß.

Dem Kerl, der am schnellsten und mir damit am nächsten war, setzte

ich die Kugel in den rechten Oberschenkel. Sein Angriff wurde gestoppt. In der Sekunde, die mir blieb, erkannte ich, was mit ihm geschah. Das rechte Bein knickte ihm weg, er fiel zu Boden, neben seine Fackel, so daß ich deutlich sein Gesicht sehen konnte. Er hatte seinen Mund weit aufgerissen.

Ein Schrei drang nicht hervor. Er erreichte von ganz woanders her meine Ohren.

Und zwar von der Parkuhr schräg hinter mir.

Es war ein heulender Laut, der mir durch Mark und Bein schnitt. Bevor ich die Stellung wechselte, riskierte ich noch einen Blick auf den Schädel.

Sein Mund hatte sich weiter geöffnet. Er nahm fast die gesamte untere Hälfte des Kopfes ein, in den Augen sprühten kleine Flammen, mehr sah ich nicht, denn zwei Kerle griffen mich an.

Bevor sie auf mich zusprangen, vernahm ich den Schuß. Suko mußte gefeuert haben, diesmal allerdings ertönte kein Schrei.

Dafür ein Pfiff.

Er schrillte über die Straße, wurde auch von den Macomba-Dienern gehört. An die war er gerichtet.

Die beiden Männer vor mir vergaßen ihre Absicht, mich zu töten. Wie Marionetten blieben sie stehen, schwenkten die Köpfe und schauten zu Cassara, der in die Nähe des innen ausgebrannten Hauses geflüchtet war und ihnen zuwinkte.

Er brauchte diese Bewegung nicht lange durchzuführen. Man verstand ihn. Dann bewegten sie sich wie die Wiesel, so ungemein schnell, und sie rannten im Zickzack über die Straße, wobei ihr Ziel das Haus war.

So rasch kam ich gar nicht mit. Bevor Suko und ich uns gesammelt hatten, waren sie schon verschwunden. Die düsteren Fensterlöcher und Eingänge in dem großen Haus hatten sie verschluckt.

Fast leer war die Straße.

Bis auf die Köpfe und den einen Mann, der von mir angeschossen worden war.

Für einen Moment nahm ich das Bild in mich auf. Düster und verlassen lag die Fahrbahn vor mir. Das Fackellicht war verschwunden, und ich hatte das Gefühl, von einem grauen Vorhang der Dunkelheit umhüllt zu werden, die den Schrecken gnädig verdeckte.

Aus welchem Grund waren sie ins Haus gelaufen? Da hockten sie doch in der Falle.

Ich sprach mit Suko darüber, und er stimmte mir zu, obwohl er noch hinzufügte: »Möglicherweise haben sie noch einen Trumpf in der Hinterhand. Damit müssen wir rechnen.«

So unrecht hatte mein Partner da nicht. Wie dem auch sei, hier

stehenbleiben, konnten wir nicht, wir mußten uns das Haus einmal von innen ansehen.

»Einen Kopf habe ich noch erledigt«, sagte der Inspektor. »Es gab keine andere Chance.«

»Leider.«

Also waren jetzt zwei Parkuhren leer. Auf den anderen hockten nach wie vor die Schädel, nur schienen sie mir nicht mehr von innen her so intensiv zu leuchten. Der Schein konnte sich kaum ausbreiten. Er blieb in Höhe des Schädels.

Wir machten nicht den Fehler und jagten wie die Wilden in die Ruine hinein, sondern blieben erst einmal davor stehen. Unsere Blicke glitten an der Hauswand hoch.

Die Rechtecke der leeren Fenster erinnerten mich an viereckige, dunkle Augen. Was dahinter lauerte, konnte keiner von uns wissen, nur ahnen.

Aber wir vernahmen das Trommeln.

Abermals klang es dumpf, vielleicht sogar noch dumpfer als zuvor. Es erinnerte mich an eine Trauermusik für Dämonen.

Suko hatte eine Idee. »Wir brauchten eigentlich gar nicht in das Haus hineinzugehen«, meinte er und rieb gedankenverloren über sein Kinn.

Ich schaute ihn an. »Was hast du vor?«

»Köpfe sammeln.«

Nach dieser Antwort mußte ich erst einmal schlucken, überlegte danach genauer und kam auf den Trichter. Eigentlich war der Vorschlag nicht so schlecht. Wenn wir die Köpfe oder Masken von den Parkuhren hoben und damit drohten, sie zu zerstören, würden sie vielleicht freiwillig aus dem Haus kommen, und wir konnten uns eine lebensgefährliche Jagd in dem alten Gebäude ersparen.

»Na, was sagst du?« fragte mich mein Freund.

»Eigentlich nicht schlecht.«

»Und sonst?«

Ich hob die Schultern. »Einer von uns müßte das Haus im Auge behalten. Losen wir es aus.«

Suko lachte kurz. »Ich weiß schon, was in dir vorgeht. Du bist heute nicht in Form, John. Laß mal gut sein, ich werde die Sache schon übernehmen.«

»Okay.«

Der Inspektor steckte die Dämonenpeitsche weg, damit er beide Hände frei hatte. Dann schritt er quer über die Straße und nahm sich die Parkuhr vor, die am weitesten von uns entfernt stand.

Mein Blick wechselte zwischen Suko und dem Haus. Den Freund sah ich nur als Schattenriß, erkannte aber an seinen Bewegungen, daß er dabei war, die Köpfe von den Parkuhren zu ziehen. Zurück kam er mit zwei Schädeln, die er unter den Armen trug.

Neben mir legte er sie auf den Boden.

»Wie viele sind es denn noch?« fragte ich ihn.

»Acht.«

»Ohne die beiden?«

»Ja.«

Ich rechnete schnell nach. Gegen sechs Macomba-Diener hatten wir gekämpft, einen hatte ich angeschossen, zwei Köpfe waren ebenfalls zerstört worden, blieben noch drei. Suko hatte allerdings mit den beiden, die vor mir lagen, zehn Köpfe gezählt, demnach mußten sich ebenso viele Gegner im Haus aufhalten.

Zehn gegen zwei.

Aber wir hatten einen Vorteil. In unseren Händen befanden sich die Schädel.

Im Haus wurde noch immer getrommelt. Samba-Trommeln waren das.

Ich hatte ihren Klang noch von der letzten Fußball-Weltmeisterschaft im Ohr, als brasilianische Schlachtenbummler in Spanien so auf sich aufmerksam gemacht und ihre Mannschaft durch den Trommelwirbel angefeuert hatten.

Natürlich ärgerte ich mich über die Dunkelheit. Da sie innerhalb des Hauses dick wie schwarze Watte lag, konnte ich nicht erkennen, was sich drinnen abspielte.

Die Vorderseite des Hauses ließ ich nicht aus den Augen. Manchmal glaubte ich, hinter den leeren, dunklen Fensterhöhlen Bewegungen zu erkennen. Es war auch eine Täuschung leicht möglich, da ich mir in meiner Fantasie vom langen Starren irgend etwas einbildete.

Hin und wieder erschien Suko bei mir und brachte neue Köpfe. Er legte sie wohlgeordnet in eine Reihe, und er fragte jedesmal: »Immer noch nichts?«

»Nein.«

»Noch zwei Schädel«, berichtete er.

Ich nickte. Daß er immer Schädel sagte, paßte irgendwie nicht. Denn diese Köpfe sahen mir eher wie mit Leben gefüllte Masken aus. Köpfe oder auch Schrumpfköpfe waren es auf keinen Fall.

Macomba-Trommeln!

Ich hörte sie wieder lauter. Für mich ein Beweis, daß etwas im Gange war.

Ich winkte Suko, der dabei war, den letzten Kopf von der deformierten Parkplatzuhr zu nehmen.

»Was ist denn, John?«

»Die Trommeln sind lauter geworden.«

Der Chinese ließ die Schädel fallen und schaute ebenfalls auf das große Loch in der geschwärzten Hauswand, dem Eingang. »Vielleicht sollten wir es mal wagen«, schlug er vor.

Ich wiegte den Kopf. »Sicher bin ich mir nicht. Sieht mir eher nach einem Schlag der Gegenseite aus.«

»Es hörte sich so an!« korrigierte der Inspektor.

»Meinetwegen auch das.«

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als es auch schon rundging.

Wieder ertönte der Pfiff. Er lenkte uns von den Köpfen ab, so daß wir zum Haus schauten.

Deshalb bemerkten wir nicht, wie sich hinter uns die Köpfe selbständig machten und in die Höhe ruckten…

***

Auch in den nächsten Sekunden konzentrierten wir uns nur auf das von innen ausgebrannte Haus. Ich ging noch ein paar Schritte vor, um näher an den Eingang zu gelangen, während Suko zurückblieb, damit er weiterhin einen größeren Blickwinkel besaß.

Zur gleichen Zeit bemerkten wir, was hinter uns geschah. Ich, weil ich mich noch einmal umdrehte, Suko deshalb, weil ihm der veränderte Lichtschein auffiel, der nicht mehr vom Boden her hoch strahlte, sondern jetzt von oben kam.

Das war Warnung genug.

Suko drehte sich, ich mich ebenfalls, und in diesem Augenblick nahmen die Köpfe Tempo auf, als würden sie durchstarten, gewannen im Nu an Höhe und hatten schon fast das Dach des Hauses erreicht, als wir endlich die Berettas oben hatten und schossen.

Die Kugeln hätten wir uns sparen können. Wie kleine Kometen verschwanden die Köpfe zwischen den noch stehenden Resten des abgebrannten Dachgestühls. Wie dicke, unregelmäßige Finger kamen uns die geschwärzten Balken vor. Als sich die Köpfe in der Höhe befanden, wurden sie für einen Moment erhellt, um danach sehr schnell wieder in der Dunkelheit zu verschwinden.

»Die sind entwischt«, sagte Suko, als er den Arm sinken ließ und neben mir stehenblieb.

Ich nickte nur.

»Vielleicht können wir noch welche im Haus kriegen. Los, John, keine Müdigkeit vortäuschen!«

Suko war heute wieder agil. Ich stand der Sache skeptischer gegenüber, wollte jedoch kein Spielverderber sein und hielt mich an der Seite des Chinesen.

Wir sahen erst jetzt, daß aus dem Eingang auch noch Mauerwerk herausgebrochen war, und wir gelangten dicht dahinter in einen breiten, düsteren, stinkenden und mit Abfall überhäuften Flur.

Das waren ein Haus, in dem sich Ratten wohlfühlen konnten, aber keine Menschen. Oder welche, die etwas zu verbergen hatten.

Wenn es den Schädeln gelungen war, in das Haus einzudringen, dann

würden wir ihnen sicherlich irgendwo innerhalb des Treppenhauses begegnen.

Suko war hinter mir geblieben. Er hatte auch seine Taschenlampe eingeschaltet, es war die Bleistiftleuchte, wie auch ich eine besaß, und der dünne Lichtfinger geisterte an mir vorbei, wobei er wie ein Hauch über den Boden strich.

Der Flur war sehr breit. Hier unten zweigten bereits die Türen zu den einzelnen Wohnungen ab. Es war wirklich wie in einer Kaserne. Als ich die erste Wohnung betrat, sah ich zwei Zimmer vor mir, mehr nicht.

Der Trommelklang war verstummt. Sonst hätten wir uns nach ihm richten können. Leider wußten wir nicht genau, wo sich unsere Gegner verborgen hielten.

Es kamen einige Etagen in Betracht, und von oben her hörten wir auch Geräusche.

Ich legte den Kopf schräg und peilte in die Höhe. Durch den Schacht konnte ich schauen, sah etwas Helleres und vernahm die Stimme des Macomba-Vertreters Cassara.

»Ihr habt nicht gesiegt. Wir werden uns stärken und zurückkommen, verlaßt euch darauf…«

Es waren seine letzten Worte. Hoch über uns klang ein Heulen und Pfeifen auf, Suko raste nach draußen, ich schaute seiner Schattengestalt nach und sah, wie er stehenblieb.

Er deutete in den Himmel.

Ich brauchte erst gar nicht zu gehen. Mir war klar, daß wir von diesen dämonischen Dienern nichts mehr finden würden. Cassara hatte das Weite gesucht.

Suko kam zurück, den Blick hatte er auf den Boden gerichtet, und er deutete auch mit dem Daumen nach unten. »Weißt du, John, ich kann mir nicht helfen, aber ich habe das Gefühl, die Trommeln wären im Keller aufgeklungen.«

»Schauen wir mal nach.«

»Das wollte ich soeben vorschlagen.«

Wir hatten beide kein gutes Gefühl, als wir durch das leere Haus schlichen und nach der Kellertür suchten. Die rußgeschwärzten Wände kesselten uns förmlich ein. Überall lag Staub, zudem stank es erbärmlich nach verfaultem Abfall.

Den Bergen wichen wir aus. Man hatte den Müll einfach in den Flur gekippt, und auch die Treppe war regelrecht zugeschüttet worden. Wir sahen nicht einmal ihren Beginn.

»Schlimm«, bemerkte Suko, »daß es so etwas gibt.«

Ich sagte gar nichts. Ändern konnten wir beide daran nichts. Die Strahlen unserer kleinen Lampen vereinigten sich über dem Abfallberg, als wir am Beginn des Hügels standen und nach unten

leuchteten. Hinter den letzten Resten sahen wir den Beginn der Treppe. Es war sicherlich schon die letzte Hälfte der Stufen, so weit reichte der Müll.

Ich stieg zuerst über ihn, stützte mich an der schmutzigen Wand ab und hatte leider keine Hand frei, um mir die Nase zuzuhalten, so erbärmlich stank es.

Nach der Kellertreppe sahen wir uns in einem rechteckigen Flur. Zwei sich gegenüberliegende Türen zweigten ab. Wir konnten uns für die rechte als auch die linke Seite entscheiden.

»Gemeinsam?« fragte ich.

Suko schüttelte den Kopf. »Wenn einer von uns etwas entdeckt, kann er den anderen warnen.«

Ich war einverstanden. Da ich links neben Suko stand, ging ich auch in diese Richtung weiter.

Seltsamerweise traf der Lampenstrahl eine Eisentür. Sie sah ungemein demoliert aus, doch dem Feuer schien sie widerstanden zu haben. Und sie hing lose in den Angeln.

Mit dem Fuß schob ich sie so weit auf, daß ich hindurchgehen konnte und gelangte anschließend in einen Kellergang.

Hier unten sah es aus wie in den oberen Etagen. Die Kellerräume, kaum mehr als Löcher, waren allesamt leer. Das heißt, ich fand Abfall, aber keine Spur von unseren Gegnern und auch nichts von dem geheimnisvollen Trommler.

Kurz nach meinem Eintritt in den Keller erreichte ich einen größeren Raum.

Eine Waschmaschine stand zwar nicht dort, jedoch sah ich einen Sockel, auf dem sie mal gestanden hatte. Überrascht blieb ich stehen, denn im Strahl der dünnen Lampe wurde ein Pfahl aus der Dunkelheit gerissen, der eine verdammte Ähnlichkeit mit den Marter- und Totempfählen der Indianer aufwies.

Der Pfahl interessierte mich.

Die Trommel sah ich schließlich auch. Etwa eine Körperlänge neben dem Pfahl stand sie. Sie war mit einem roten Tuch oder Fell bespannt und sah aus wie ein langgezogener Zylinder.

»Suko!« Meine Stimme hallte durch den verlassenen Keller.

Rasch war mein Freund zur Stelle. Er fand mich vor dem Pfahl stehend.

»Was ist denn das?« fragte er.

Ich hob die Schulter und schaute den Pfahl hinauf und herab. Er reichte fast bis zur Decke. Da hätte höchstens nur eine Handbreite noch Platz gefunden.

»Vielleicht eine Kultstätte«, vermutete ich.

»Und das in einem Slum.«

Zwei Lampen geben mehr Licht als eine. Gemeinsam untersuchten

wir den Pfahl.

Er bestand aus Holz. Welche Art von Holz es war, konnte ich nicht sagen, es war auch unwichtig, die Bemalung war viel interessanter.

Mit roter Farbe hatte man nicht gespart. In der oberen Hälfte sah ich verzerrte Fratzen, und sie wurden grimassenhafter und schlimmer, je mehr sich die beiden Lampenstrahlen der unteren Hälfte näherten.

In der Mitte war es besonders krass. Da entdeckten wir die Fratze des Macomba, jedenfalls rechneten wir stark damit, daß sie es war.

Eigentlich war es nur ein Kopf oder ein Maul. Aber keiner von einer gewöhnlichen Größe, sondern zusammengeschrumpft, so daß der Gedanke an einen Schrumpfkopf nahe lag.

Suko fühlte darüber.

Sofort zuckte seine Hand wieder zurück, und er raunte: »Verdammt, John, das ist Haut, Menschenhaut…«

Mit etwas Ähnlichem hatte ich gerechnet, deshalb war ich nicht einmal überrascht. Nachfühlen wollte ich auch nicht, und als Suko sagte: »Den werden wir zerstören!« trat ich zur Seite.

Mein Freund griff wieder zur Dämonenpeitsche. Ich rechnete damit, daß er gegen den Pfahl und da genau in Schrumpfkopfhöhe schlagen würde, das tat er jedoch nicht.

Er packte statt dessen die drei Riemen, legte sie dicht nebeneinander auf die offene Handfläche und drehte sie mit zwei, drei schnellen Bewegungen zusammen.

Jetzt hielten sie.

Suko war mit seinem Vorhaben noch nicht am Ende. Bevor ich mich versah, hatte er die drei aus der Haut eines Dämons bestehenden Riemen um den Pfahl gewickelt.

Kaum hatten sie Kontakt mit dem im Pfahl eingelassenen Schrumpfkopf, da passierte es schon.

Feuer schlug hervor.

Ich kam noch rechtzeitig weg, sonst hätte es mich auch erwischt.

Gespenstisch wurde der Keller erhellt, unsere Körper zeichneten sich als vibrierende Schatten an den Wänden ab, und Suko hatte die Peitsche sofort zurückgezogen, als die magische Reaktion begann.

Die Flammen brannten nur dort, wo auch der Schrumpfkopf gesessen hatte. Und sie zerstörten den Totempfahl. Wir hörten das Knirschen, als er brach und schauten dabei zu, wie der Pfahl in zwei Hälften zerfiel, die beide zu verschiedenen Seiten hin wegkippten.

»Das war's dann«, meinte Suko, als die Teile auf dem Boden lagen.

»Ist Macomba jetzt vernichtet?«

Suko lächelte schmal und schaute mich an. »Meinst du das im Ernst, John?«

»Ich hob die Schultern.«

Suko wirkte in den nächsten Sekunden sehr ernst. »Was ich über den

Macomba-Zauber weiß, ist zwar nicht viel, aber mir ist bekannt, daß er der stärkste Zauber Brasiliens ist. Wir müssen uns auf etwas gefaßt machen, mein Lieber.«

»Hier in London?«

»Wer weiß, was sich Carasso alles ausdenkt. Vielleicht müssen wir auch nach Rio.«

»Da habe ich aber keine Lust.«

»Ja, Karneval ist nicht.«

Mir stand wirklich nicht der Sinn danach, London jetzt zu verlassen. Das hatte zwei Gründe, die eigentlich nur einer waren. Jane Collins und Glenda Perkins.

Jane hatte versucht, Glenda in ihre Gewalt zu bekommen. Sie wollte versuchen, sich an mir wegen Glenda zu rächen. Es lag erst ein paar Tage zurück, und es war ein böser Fall gewesen. Jane war zwar nicht zum Ziel gekommen, trotzdem blieb die Angst um Glenda, denn ich wußte, daß es die ehemalige Detektivin abermals versuchen würde.

Glenda wohnte erst einmal bei den Conollys. Dort hoffte ich sie in relativer Sicherheit zu haben.

»Ich könnte auch allein fahren«, meinte Suko, der meine Gedanken sehr wohl ahnte.

»Ach, Unsinn. Ich fahre mit.« Scharf schaute ich ihn an. »Was macht dich eigentlich so sicher?«

»Eigentlich nichts. Nur der Grund, daß der Macomba-Zauber eben da seine Heimat hat.«

»Wir werden sehen. Der Pfahl ist zerstört, was hält uns noch hier in diesem verdammten Loch?«

»Nichts mehr.«

Zwar war die Luft draußen auch nicht besonders, aber im Gegensatz zu der im Keller kam sie mir wie der reinste Sauerstoff-Himmel vor.

Wir gaben acht, als wir das Haus verließen, deshalb sahen wir zur gleichen Zeit die Gestalt, die auf der Straße neben dem von mir niedergeschossenen Mann stand.

Suko und ich verständigten uns mit einem Blick. Wir beide waren gespannt, was derjenige da zu suchen hatte.

Ungesehen kamen wir nicht heran. Die Gestalt bemerkte uns, richtete sich auf und schaute uns entgegen.

»Guten Abend«, sagte sie dann mit einer volltönenden Stimme, die uns überraschte, denn sie gehörte einer Frau…

***

Wenn das keine Überraschung war, dann wollte ich mein Leben lang die Straße fegen.

Eine Frau in dieser Gegend. Vielleicht noch allein. Wie war sie hergekommen? Diese Frage ließ sich beantworten, denn hinter ihr,

fast schon mit den Schatten der Dunkelheit verschmelzend, stand ein Fahrzeug mit ausgeschalteten Scheinwerfern.

Als wir näher herankamen, da sahen wir sie genauer und wurden zum zweitenmal überrascht.

Diese Frau schlug völlig aus dem Rahmen. Sie war in Schwarz gekleidet, und schwarz war auch die gestickte Mantilla, die sie um Kopf und Schultern gehängt hatte. So gingen in den romanischen Ländern die Frauen zur Kirche. Sogar schwarze Handschuhe trug sie.

Mir fiel nicht nur das schmale Gesicht mit der leicht gekrümmten Nase und den großen Augen auf, sondern auch das kleine goldene Passionskreuz, das an einer Kette um ihren Hals hing. Das Passionskreuz zeigte im Zentrum, wo sich die beiden Balken trafen, einen goldenen Strahlenkranz, der selbst jetzt leuchtete.

»Ich habe ihn getötet«, sagte die Frau zur Begrüßung.

Die dritte Überraschung. Sie brauchte nicht zu erklären, wen sie umgebracht hatte, ich sah es so. Es war der Mann, der meine Kugel ins Bein bekommen hatte. Auf der Stirn, genau zwischen seinen Augen, befand sich der Abdruck des kleinen Passionskreuzes. Damit hatte die Frau ihn umgebracht.

Vielleicht wären wir auch dazu gezwungen worden, es zu tun, aber ich hätte mich gern mit ihm unterhalten, um vielleicht mehr zu erfahren. Das war nun nicht mehr möglich.

Keiner von uns sprach ein Wort. Wir schauten uns nur an. Schließlich räusperte sich die Frau und sagte: »Ich glaube, Gentlemen, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig.« Ihr Englisch war hart, man hörte den südländischen Akzent durch.

»Der Meinung sind wir auch«, antwortete ich für meinen Partner direkt mit. »Wir sind beide Scotland-Yard-Beamte.«

Die Frau, deren Alter schwer zu schätzen war, nickte. »Das weiß ich, zudem kenne ich Ihre Namen. Aber lassen wir das. Ich möchte mich zunächst vorstellen. Mein Name ist Inez del Bosque.«

»Spanien, Portugal…?«

Sie lächelte schmal. »Keines von beiden Ländern. Ich komme aus Brasilien.«

Geahnt hatten wir es schon. Da wir nichts darauf erwiderten, fühlte sich die Frau dazu animiert, weiterzusprechen. »Ich bin nach London gekommen, um jemanden zu rächen.«

»Wen?« fragte Suko.

Ruckartig hob sie den Kopf, die Mantilla verrutschte ein wenig, und ihre Gesichtszüge wurden hart wie Stein. »Ich will meinen Mann rächen und meinen Bruder töten!«

Wieder eine Überraschung. Wenn das so weiterging, konnten wir uns noch auf etwas gefaßt machen. »Sie wollen töten?«

»Ja, Cassara! Denn er ist mein Bruder, und er hat sich dem Macomba-

Kult verschrieben. Er ist der Erste Diener dieses Götzen. Daß er es wurde, verdankt er dem Mord an meinem Mann. Es war gewissermaßen seine Aufnahmeprüfung. Der Mord geschah vor einem halben Jahr. Seit dieser Zeit jage ich ihn. In London hatte er sich verkriechen wollen, ich spürte ihn auf, doch er ist mir wieder entkommen.«

»Wir haben den Pfahl zerstört«, warf ich ein.

Plötzlich leuchteten ihre Augen. »Dann hat er hier keine Chance mehr und wird woanders zuschlagen.«

»Haben Sie einen Verdacht?«

Sie schaute mich an und lächelte schmal. »Den habe ich gewiß, Mr. Sinclair. Rio!«

Da hatten wir den Salat. Sukos Voraussagen trafen also doch ein. Ich sah uns schon am Zuckerhut.

»Wieso gerade Rio?« hakte ich nach.

»Dort hat er die größte Unterstützung«, erwiderte die seltsame Frau leise. Sie machte einen ungemein entschlossenen Eindruck. Ich spürte, daß mir hier eine besondere Person gegenüberstand, in deren Augen die Kraft leuchtete, um eine lange Rache durchzuhalten.

»Ist der Kult sehr gefährlich?« fragte ich.

Sie nickte. Auf dem Kopf verrutschte die Mantilla etwas, und ich konnte sehen, daß ihr Haar ebenfalls dunkel war. »Brasilien ist ein Land, in dem Glaube und Aberglaube dicht nebeneinander liegen. Die Menschen sind christlich, sie gehen in die Kirchen, sie beten. Doch das eine schließt das andere nicht aus. Es existieren auch die alten, einheimischen Götter und Dämonen. Ihnen wird ebenfalls des öfteren eine große Ehre zuteil. Sie werden angerufen und angebetet, wenn die Menschen keinen Ausweg wissen. Vor allen Dingen in den Slums von Rio und Sao Paulo haben die Dämonen des Macomba-Kults ihre größte Anhängerschaft. Ebenfalls in den geheimen Plätzen mitten im Dschungel oder in den Hütten der Bewohner. Macomba ist überall.«

»Und ihn wollen Sie ausrotten, Señora del Bosque?«

»Zumindest muß ich meinen Bruder töten, damit er nicht noch mehr Unheil anrichtet«, sprach sie mit tonloser Stimme, schaute an mir vorbei, und ihr Blick war in die Ferne gerichtet.

»Was geschieht denn im einzelnen bei den Beschwörungen? Und weshalb werden sie durchgeführt?«

»Ich kann Ihnen nur soviel sagen, daß Köpfe und Körper trotz ihrer Trennung eine Einheit bilden. Der Geist, der noch in den Körpern wohnt, kann dann in das Totenreich eingehen und wird unsterblich.«

Ich verstand nicht so recht, und das sagte ich auch.

Ein schmales Lächeln zitterte um die Lippen der Frau. »Es ist auch nicht nötig, Mr. Sinclair, lassen Sie das. Für London ist die Gefahr gebannt, bevor sie richtig zur Geltung gekommen ist.«

»Da haben Sie recht, Señora del Bosque, aber ich fühle mich irgendwie in meiner Ehre gekränkt, und meinem Freund wird es ebenso ergehen. Ich möchte, daß Cassara gefaßt wird, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Dann müssen Sie nach Rio.«

»Daran hatten wir gedacht.«

Die Frau schaute mir offen ins Gesicht. »Sie sind sehr mutig, Mr. Sinclair.«

»Nicht mehr als andere, vielleicht schon ein wenig abgestumpfter, denn ich habe einiges hinter mir. Sie muß man bewundern. Haben Sie keine Angst, sich hier zu bewegen?«

»Nein, nein, wo denken Sie hin? Überlegen Sie mal, welch eine Stadt Rio ist. Dagegen können Sie London als ein kleines harmloses Dorf bezeichnen. In Rio ist die Hölle los, also lebe ich mitten in der Hölle und habe sie bisher gut überstanden, nicht zuletzt dank meines Leibwächters Jago, der am Wagen wartet.«

Ich schaute dorthin, wo das Fahrzeug stand. Viel war nicht zu erkennen, nur ein langer, düsterer Schatten, der sich von der Straße abhob. Er stand dort wie ein Fels und strahlte Sicherheit aus.

»Wenn Sie das so sehen.«

»Außerdem habe ich mich informiert, bevor ich herkam. Man konnte mir über Sie und Ihren Partner einiges sagen. Ich wäre also in London nicht so schutzlos gewesen.«

»Trotzdem bewundere ich Ihren Mut.«

»Danke.« Sie nickte und drehte sich um. »Sind Sie auch mit dem Wagen hergekommen, Mr. Sinclair?«

»Nein, mit der U-Bahn.«

»Dann kann ich Sie mitnehmen.«

»Ja, das wäre nicht schlecht. Zumindest bis zum nächsten Revier. Ich muß den Mann hier wegschaffen lassen.«

Inez del Bosque schaute noch einmal auf den toten Körper. Ihre Lippen verzogen sich dabei, und sie schüttelte den Kopf. »Sie können ihn auch vermodern lassen!« zischte sie.

Ich zuckte zusammen. Diese Frau steckte voller Haß. Sie mußte Schlimmes durchgemacht haben, daß sie so reagierte. Abrupt drehte sie sich um und ging auf den Wagen zu.

Suko und ich verständigten uns mit einem Blick. Wir folgten der Brasilianerin in wenigen Schritten Abstand. Noch immer hatte sich kein Zeuge blicken lassen. Die Leute hier verkrochen sich wie Ratten, wenn sie Gefahr spürten. Hier wollte niemand etwas mit der Polizei oder anderen Menschen zu tun haben, denn die kamen für sie aus einer fremden Welt.

»Sollen wir nach Rio?« wisperte Suko.

»Mal sehen, was Sir James dazu sagt.«

»Er wird sich überzeugen lassen, denn der Kult ist nicht gerade harmlos. Zudem versuchte er, in London Fuß zu fassen, das muß der Alte einsehen.«

»Wird er auch.«

Danach verstummte unser Gespräch, denn wir sahen, daß die Frau den Wagen erreicht hatte.

Kaum war sie stehengeblieben, als sich die Fahrertür öffnete und ein Mann ausstieg.

Überrascht blieben wir stehen. Suko bekam große Augen, ich schluckte, denn dieser Jago war eine Figur, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Unwahrscheinlich.

Er verbeugte sich vor seiner Herrin und öffnete ihr die Tür. Wir hatten Zeit, ihn zu taxieren.

Wesentlich größer als ich, auch breiter. Die Uniform, in der er steckte, mußte ein Schneider hergestellt haben. Er hatte eine dunkle Haut und kein einziges Haar auf dem Kopf. Sein Schädel glich einer Kugel mit runden Augen darin und einer breiten Nase, hinzu kamen die dicken Lippen und der kurze Hals, der wie ein Baumstumpf wirkte. Seine Jacke trug er offen, wir sahen den breiten Gürtel, an dem er eine besondere Waffe hängen hatte.

Es war ein Gewehr mit verkürztem Lauf. Aber dieser Lauf zeigte mindestens die dreifache Dicke eines normalen. Was er daraus verschießen konnte, konnte man ahnen.

»Das ist eine Mauer«, murmelte Suko und schüttelte sich.

Ich gab ihm recht.

Ines del Bosque sprach mit Jago in ihrer Heimatsprache. Ich konnte zwar kein Wort Portugiesisch, aber ich verstand etwas Spanisch. Ein wenig gleichen sich die Sprachen, so daß ich ein paar Worte begriff.

»Sie stellt uns vor«, erklärte ich Suko. »Hoffentlich als Freunde.«

Ich mußte grinsen. »Traust du dich nicht, ihn zu besiegen, Alter?«

»Sagen wir so, John. Ich möchte es nicht darauf ankommen lassen.«

»Bitte, steigen Sie ein«, forderte er uns auf und öffnete die Fondtür. Drei hatten auf der hinteren Sitzbank des Rolls Royce bequem Platz. Inez del Bosque saß bereits und lächelte uns zu, als wir in den Wagen stiegen.

Als ihr Leibwächter die Türen zugeschlagen hatte, fragte sie, ob wir die Vorhänge vor die Fenster ziehen sollten. Ich war dagegen.

»Wie Sie wünschen. Und wie hat Ihnen Jago gefallen?«

Suko antwortete. »Er ist ein Naturereignis.«

Inez del Bosque lachte hell auf. »Das stimmt. Mein Mann hat ihn aus dem Dschungel geholt. Er besitzt immense Kräfte, aber gegen die einer Anaconda-Schlange kam er nun doch nicht an. Vor allen Dingen spielte sich der Kampf noch unter Wasser ab. Mein Mann kam hinzu,

er tötete die Schlange. Seit dieser Zeit ist uns Jago treu ergeben, und er würde für uns in den Tod gehen.«

Wir hatten kaum bemerkt, daß der Wagen anfuhr. Jago steuerte ihn sanft und sehr vorsichtig.

»Es gibt selten Menschen, auf die man sich so verlassen kann, wie auf Jago«, pries die Frau die Vorzüge ihres Leibwächters. »Aber bei Ihnen wird es ähnlich sein, nicht wahr?«

Ich nickte. »Sie haben recht. Suko und ich würden füreinander durchs Feuer gehen.«

Ich spürte ihre kühle, schmale Hand auf der meinen. »Das ist gut, Mr. Sinclair. Ich freue mich immer, wenn ich so etwas höre. Wirklich. Und gerade in unserer Zeit.«

Danach schwiegen wir. Irgendwie kam ich mir vor wie in einem seltsamen Traum. Zuerst die Fahrt mit der U-Bahn in die Slums, dann der Kampf gegen die dämonischen Gegner und jetzt die Rückreise in einem eleganten Rolls Royce, der in diese Gegend paßte, wie ein Schneeball in den Urwald.

Wirklich unwahrscheinlich…

Es dauerte nur Minuten, dann hatten wir wieder die Old Street erreicht.

Wenig später setzte uns Jago an einem Polizeirevier ab.

Wir verabschiedeten uns von Señora del Bosque. Sie teilte uns noch mit, daß wir sie im Ritz-Hotel erreichten. Im nächsten Moment glitt das schwere Schiff lautlos davon.

Suko wurde von ähnlichen Gedanken geplagt wie ich. Er wischte sich über die Augen und fragte: »Sag mal, John, habe ich das eigentlich alles nur geträumt?«

»Nein, das hast du nicht.«

***

Rio de Janeiro!

Eine Stadt, über die man seitenlang erzählen konnte, um danach festzustellen, daß es immer noch etwas gab, daß man vergessen hatte zu schreiben.

Ein unwahrscheinlicher Flecken Erde.

Glanz und Elend — High Society und Verbrechen, schöne Mädchen und gefährliche Killer, Copacabana und Zuckerhut sowie die Christus-Statue mit ihren ausgebreiteten Armen darauf, die im Schein einer untergehenden Tropensonne glänzte, als wäre sie mit flüssigem Messing übergossen worden.

Ein sagenhaftes Bild, das sich unseren Augen bot, als wir uns im Anflug auf Rio befanden.

Die Stadt lag unter uns. Und der Strand ebenfalls. Dahinter das herrliche Meer, aus dem die Wellen anrollten, lange, weiße Hauben

trugen, bevor sie sich auf dem feinen Sandstrand des Copacabano verliefen.

Es war heiß in Rio, das wußten wir. Der Strand war belebt. Wir sahen die Menschen als winzige Figuren, als wir aus dem Fenster der 1. Klasse schauten.

Ja, wir flogen »First«. Señora del Bosque hatte den Flug finanziert. Als Eigentümerin gewaltiger Kaffee-Plantagen konnte sie sich das erlauben.

Auch Sir James hatte keine Einwände. Persönlich hatte er im Hotel mit der Brasilianerin gesprochen, und eine Teestunde in diesem Laden ist für den konservativ und königstreu eingestellten Sir James das zweitgrößte nach seinem Clubleben.

Wir hatten inzwischen Nachforschungen eingeleitet und auch die Leiche näher untersuchen lassen.

Der Mann war tot. Das Passionskreuz hatte ihm das Leben genommen.

— Während wir Rio entgegenflogen, wurde er begraben.

Ich hatte kein gutes Gefühl. Das geht mir immer so, wenn ich in eine fremde Stadt oder Umgebung komme. Man kennt sich dort nicht aus, die Menschen sind anders, reden in einer fremden Sprache, haben andere Sitten und Gebräuche, und es ist für einen Europäer schwer, sich mit der Seele dieses Mischvolkes auseinanderzusetzen.

Längst waren wir angeschnallt und sanken der erleuchteten Rollbahn entgegen.

Die Christus-Statue verschwand aus unserem Blickfeld. Vor uns lag jetzt der beleuchtete Flughafen, über ihm ein wolkenloser, dunkelblauer Himmel.

Die Sicht war herrlich.

Ich sprach Señora del Bosque darauf an.

Sie nickte heftig. »Ja, gegen Abend ist die Sicht gut, aber morgens können Sie nichts sehen. Da steigen die Nebel aus der Bucht und hüllen einen Teil der Stadt in ihre grauen Tücher ein.«

Wie sie das sagte — ausgezeichnet. Bodenkontakt.

Kaum ein Rumpeln war zu merken, der Pilot verstand sein Geschäft ausgezeichnet. Er ließ die Maschine ausrollen und bremste ab. Wir schnallten uns los und erhoben uns.

Ich rechnete mit Zollkontrollen und wurde überrascht, daß wir so einfach passieren durften. Der Arm unserer Begleiterin reichte noch weiter, als wir angenommen hatten.

Auf dem großen Flughafen herrschte ein unwahrscheinlicher Trubel. Wer entknotete den Sprachenwirrwarr, der uns umschwirrte? Alle Rassen und Nationen waren vertreten. Wir sahen Geschäftsreisende, Musiker, Samba-Tänzer, hörten dazwischen die Lautsprecherdurchsagen, entdeckten elegante Menschen, die nach der

neusten Mode gekleidet waren und sich lässig bewegten, wobei sie sehr arrogant und hochnäsig schauten. Und zwischen den Reisenden sahen wir die barfüßigen Jugendlichen, die scharf auf irgendwelche Dienstleistungen waren, um sich ein paar Münzen zu verdienen.

Schon hier bekamen wir einen Vorgeschmack dessen, was Rio, diese gewaltige Stadt, ausmachte.

Jago wich nicht von unserer Seite. Sein wachsamer Blick war überall, nichts entging ihm, und manchmal befand sich seine Hand sehr nahe am Kolben der Waffe.

»Fahren wir mit einem Taxi?« wandte ich mich an die Frau.

»Nein, Mr. Sinclair, wir werden abgeholt.«

Irgend jemand hatte sich um das Gepäck gekümmert — nur den Einsatzkoffer trug ich selbst — denn als wir am Wagen standen, war bereits alles eingeladen.

In einen Rolls stiegen wir nicht ein, dafür in einen dunkelblauen Lincoln Continental von gewaltigen Ausmaßen. Ein Schwarzer in weißer Uniform verbeugte sich vor uns und öffnete die Türen. Wir nahmen wieder im Fond Platz, nur Jago setzte sich neben den Fahrer.

Dann rollte der Wagen an, und unsere Fahrt durch Rio begann.

Es war sagenhaft. Diese Stadt faszinierte mich auf eine kaum beschreibbare Art und Weise. Der Verkehr, die breiten Straßen und dahinter direkt die Slums.

Geschäfte, Lokale, Musik, sogar Sambatrommeln hörte ich. In der Luft lag ein seltsamer Geruch aus Blütenduft und Benzingestank, der anschließend verschwand, als wir uns dem Viertel der Reichen näherten, wo auch Inez del Bosque wohnte.

Ihre Villa lag in den Bergen. Hanglage, mit einem prächtigen Blick auf das Meer und den Zuckerhut — und auf die Hütten der Slums, die wie Fliegendreck am Felsen klebten.

Wir sahen dies, als wir die gewundene Paßstraße hochfuhren, die uns zur Villa führte.

Sie lag in einem tropischen Park, der von einem hohen Gitterzaun umgeben war. Eine gewundene Auffahrt führte hoch zum Eingangstor, neben dem zwei Laternen brannten.

Irgendwie wurde ich an das Haus meines Freundes Mandra Korab erinnert, der in Indien lebte.

Bedienstete öffneten das Tor, wir rollten hindurch, gelangten auf eine glatte Asphaltstraße und näherten uns dem strahlendweißen Prachtbau.

Davor gab es einen Parkplatz, den sich manches Kaufhaus gern gewünscht hätte, so groß war er.

Der Wagen stoppte sacht.

Wir stiegen aus, man führte uns zum Haus und öffnete eine große Flügeltür.

Eine Halle nahm uns auf. Weißer Marmor glänzte, und in der Halle stand ein aufgeklappter Flügel.

Pechschwarz war das Holz lackiert. Notenblätter lagen auf dem Ständer, auf dem Boden standen zwei große Vasen mit frischen Blumen und aus einer Ecke kam auf lautlosen Pfoten ein gewaltiger Hund. Eine Mischung aus Bulldogge und Schäferhund.

Er begann zu winseln, als er Señora del Bosque sah, warf sich vor ihren Füßen zu Boden und ließ sich streicheln.

»Das ist El Bravo«, stellte sie uns das Tier vor. »Er zerreißt Menschen, wenn ich es will. Sie aber wird er beschützen und sein Leben notfalls für sie opfern.«

Das Tier schien die Worte verstanden zu haben, es erhob sich und kam auf uns zu.

Suko ging in die Knie. Er umfaßte den Hals des Hundes, streichelte das Tier, und anschließend war ich an der Reihe, meine Finger in das herrliche Fell zu tauchen.

»Er hat jetzt Freundschaft mit Ihnen geschlossen«, erklärte die Hausherrin und wandte sich an ihr abwartend dastehendes Personal.

»Zeigen Sie meinen Freunden ihre Zimmer und bereiten Sie alles für ein Bad sowie ein Essen vor.«

Da sagten wir nicht nein.

Die Zimmer lagen in der ersten Etage. Über eine gewundene Treppe schritten wir hoch, und abermals waren wir von der Großzügigkeit und Pracht beeindruckt.

Man hatte an nichts gespart. Hier paarte sich Europa und Südamerika.

Ich sah indianische Kultgegenstände, wertvolle Skulpturen, Waffen, dann wieder eine Ecke, in der ein prachtvoller, moderner Sessel eines italienischen Designers stand, abermals eine kleine Halle, von der mehrere Räume abzweigten und in deren Mitte ein Brunnen plätscherte.

Ein kaum hörbares Summen durchzog das Haus. Das einzige Geräusch, was die perfekt funktionierende Klimaanlage produzierte.

Dann unsere Zimmer.

Sie lagen nebeneinander. Groß, geräumig, jedes besaß ein Bad. Perfekt eingerichtet, dabei nicht kalt, sondern gemütlich. Vor den Räumen lag ein breiter Balkon, auch Loggia genannt. Von dort aus hatte man einen herrlichen Blick in den Park.

Ich betrat den Balkon. Diesmal fiel mir die Feuchtigkeit besonders auf, denn ich hatte einen klimatisierten Raum hinter mir gelassen. In der Luft lag der Duft exotischer Blüten. Vögel lärmten im Blattwerk der tropischen Bäume, und hinter dem Park, von meinem Platz aus kaum zu erkennen, schimmerte das Meer, das ebenfalls eine dunkle Farbe angenommen hatte. Lichtstrahlen wurden reflektiert und gegen

den Himmel geworfen.
»Ein Paradies«, hörte ich Sukos Stimme von nebenan.
Ich drehte den Kopf nach rechts. Mein Partner hatte die gleiche Idee gehabt wie ich.
»Das kannst du wohl sagen.«
»Señor, das Bad, bitte sehr.«
Ich hörte die Stimme aus dem Zimmer. Der Diener stand in der Tür und schaute mir lächelnd entgegen.
Ich schloß den Balkon wieder, durchquerte das Zimmer und betrat das Bad.
Auch jetzt war ich überrascht. Im hellen Grün einer erwachenden Natur waren die Wände gekachelt worden. Die große Wanne befand sich im Boden. Sie zeigte eine ovale Form, um sie herum gab es eine breite Ablage, wo alles deponiert war, was man für ein langes Bad braucht. Es begann bei den flauschigen Tüchern, ging über Badesalze, Essenzen, Duftwässerchen bis hin zu Lesestoff.
»Ist das Wasser angenehm?« wurde ich gefragt.
Ich probierte mit der Hand. »Ja.«
»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Entspannung, Señor«, sagte der kraushaarige Diener und verbeugte sich. Wie alle anderen trug auch er weiße Livree.
Ich zog mich aus.
Auf dem Wasser lag eine hellblau schimmernde Schaumschicht. Kleine Bläschen zerplatzten, und ich konnte mich während des Ausziehens im Spiegel beobachten.
Er nahm die gesamte Badhöhe ein, reichte vom Fußboden bis zur Decke. Das Licht war gedämpft. In der Wand entdeckte ich die Lampen.
Sie verbreiteten ein angenehmes, blendfreies Licht.
Meine Kleidung hängte ich über einen Metallständer und legte auch die Waffen ab.
Bis auf das Kreuz. Das ließ ich vor meiner Brust hängen und wollte es nur abnehmen, wenn ich mich wusch.
Ich stieg in die große, ovale Wanne, setzte mich hin und streckte meine Beine aus.
Die Wanne war so groß, daß meine Zehen den anderen Rand nicht erreichten. Mir war nicht bekannt, welches Mittel als Badezusatz genommen worden war, auf jeden Fall fühlte es sich prickelnd auf der Haut an und gab mir das Gefühl einer echten Entspannung.
Seife lag auch bereit. Ich drehte mich ein wenig, griff danach und spürte gleichzeitig, wie etwas gegen meinen linken Oberschenkel stieß. Unter der Berührung zuckte ich zusammen, denn ich wußte nicht, was es war.
Ich rechnete mit einem Schwamm, um ihn zu greifen, mußte ich

mich aufrichten. Ich setzte mich hin, streckte meine Arme aus und bekam den »Schwamm« zwischen die Finger.

Moment mal, Schwamm?

Nein, der fühlte sich anders an.

Plötzlich rann es trotz des warmen Wassers kalt über meinen Rücken.

Meine Gesichtszüge froren ein, ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch, ich riß die Hände aus dem Wasser und sah meinen Verdacht bestätigt.

Zwischen den Fingern hielt ich einen Kopf!

***

Es war ein Schock. Auch für mich, der ich allerhand gewohnt bin. Aber einen Kopf in der Badewanne hatte ich noch nie gefunden.

Es war kein normaler, das muß ich vorausschicken, sondern einer, wie ich ihn aus London kannte. So ein toter Schädel hatte auch auf den Parkuhren gesteckt. Wie in London glühte er. Nur nicht so stark. Das Licht drang aus den Augenhöhlen, den Nasenlöchern und dem Mund wie ein feiner, gelber Schleier.

Ich starrte den Kopf an, er starrte mich an, jedenfalls hatte ich das Gefühl.

Sekunden vergingen, in denen mir zahlreiche Gedanken durch das Gehirn schossen, denn ich dachte an dieses Haus und auch daran, daß der Macomba-Zauber davor nicht Halt gemacht hatte. Wir steckten mittendrin.

Noch immer hielt ich den Kopf fest, bis ich mich schließlich überwand und ihn zur Seite legte.

Neben der Wanne fand er seinen Platz. Dort sollte er auch liegenbleiben.

Mir war die Lust an einem Bad vergangen, da war ich ehrlich genug, um dies zuzugeben.

Ich blieb allerdings noch einen Moment sitzen, um die Nerven zu beruhigen. Meine Hände hatten sehr stark gezittert, als sie das makabre Fundstück aus dem Wasser holten.

Ein paarmal schluckte ich, atmete tief durch und dachte auch daran, den Kopf durch das Kreuz zu zerstören. Allerdings nicht, wenn ich in der Wanne hockte.

Meine Hände lagen bereits auf den Rändern, ich wollte mich auch hochstemmen als es geschah.

Plötzlich flog die Tür zum Bad auf.

In den Raum stürmte der Mann, der mir das Wasser eingelassen hatte.

Er trug nicht mehr seine Livree, sondern das mir schon bekannte sackähnliche Gewand.

Das alles hätte mich nicht gestört. Schlimmer war das Messer mit der

unterarmlangen Klinge, das er in seiner rechten Hand hielt, und mir war klar, daß ich durch diese Waffe sterben sollte…

***

»Macomba! Macomba!« drang es gellend aus seinem Mund, und diese Schreie stachelten ihn noch mehr an.

In den Sekundenbruchteilen, die mir blieben, mußte ich eine Lösung finden, um nicht von der verdammten Messerklinge vom Leben in den Tod befördert zu werden.

Was konnte ich tun?

An meine Waffen kam ich nicht heran. Das Kreuz über den Kopf zu streifen, würde auch nicht klappen, da es zuviel Zeit kostete, es gab vielleicht noch eine Chance.

Da war die Größe der Wanne und das Wasser.

Ich schleuderte meinen Körper nach vorn, hieb gleichzeitig mit der flachen Hand auf die Oberfläche, schaufelte das Wasser hoch und gegen den heranstürmenden Macomba-Diener.

Er bekam die Ladung genau in dem Augenblick mit, als er sich abstoßen wollte.

Durch meinen Stellungswechsel hatte er die Richtung etwas ändern müssen. Das gelang ihm allerdings nicht mehr, weil ihm die Ladung voll ins Gesicht geklatscht war. Zudem hatte ich ihm heißes Wasser entgegengeschleudert, und er wurde zwangsläufig aus dem Konzept gebracht.

Meine Chance!

Stoppen konnte er nicht mehr. Der Arm mit dem mörderischen Messer senste nach unten, traf mich allerdings nicht, sondern hieb in das Wasser, das einen Herzschlag später noch mehr aufschäumte, als er in die Wanne fiel.

Eine halbe Armlänge von ihm entfernt, kniete ich und nahm die Gelegenheit wahr, als er mir für einen Moment deckungslos seinen Rücken präsentierte.

Meine Handkante kam von oben nach unten.

Es war ein gewaltiger Hieb, den ich ihm in den Nacken setzte, und er schüttelte ihn durch. Ein Stromstoß schien durch seinen Körper zu laufen, der Kopf kam nicht mehr aus dem Wasser hervor, der Mund stieß unter der Oberfläche Luft aus, die als Blasen zerplatzte.

Dann wurde er schlaff.

Ich verzog das Gesicht und rieb meine Hand. Der Schlag hatte auch mir fast einen Knöchelbruch besorgt, und ich biß die Zähne zusammen, als ich über die Stelle mit den Fingern fuhr. Bewegen konnte ich die Hand noch. Das stellte ich sehr schnell unter Beweis, als ich den Macomba-Diener aus dem Wasser zog, denn ertrinken sollte mir der Knabe nicht.

Er war wirklich bewußtlos. Das Wasser rann ihm noch aus dem Mund, als ich ihn über den Wannenrand schob, auf dem Bauch liegenließ und seinen Kopf zur Seite drehte, so daß alles Wasser aus dem Mund fließen konnte.

Das war geschafft.

Wie Gott mich erschaffen hatte, blieb ich für einen Moment sitzen und versuchte, meine Nerven unter Kontrolle zu bekommen. Es war schwer genug, ein Schock kommt zumeist später, und diesmal hatte er mich verflixt hart getroffen.

Neben dem Kopf lag der Besiegte. Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn, sondern trocknete mich hastig ab und stieg in andere Kleidung, die bereitlag.

Den Schwarzen behielt ich dabei immer im Auge.

Er rührte sich nicht.

Natürlich machte ich mir meine Gedanken. Dieser heimtückische überfall bewies, daß die Macht des Macomba weiter aufgeblüht war, als Señora del Bosque vielleicht annahm. Selbst in ihrem Haus hatte sie sich manifestiert, der Einfluß ihres Bruders Cassara war jedenfalls nicht zu leugnen, wie ich vorhin sehr drastisch erlebt hatte.

Das Messer lag noch immer in der Wanne. Dort sollte es auch vorläufig bleiben.

Dann erwachte der Mann.

Es begann mit einem Zucken seiner Füße. Er zog das Bein an, ich wollte mich gerade bücken, um nach ihm zu greifen, als er sich in einen Irrwisch verwandelte. Der Schrei schoß aus seiner Kehle, und mit der gleichen Geschwindigkeit kam er in die Höhe. Dabei drehte er sich noch geschickt zur Seite weg, so daß meine Hände ins Leere griffen.

Ich faßte nach und kassierte einen Tritt.

Daß der Mann so hart und schnell reagieren konnte, obwohl er kurz zuvor bewußtlos gewesen war, damit hätte ich nie gerechnet. Der Hammer erwischte mich in Höhe des Schlüsselbeins und trieb mich zurück. Fast wäre ich sogar noch in die Wanne gefallen.

In die Wanne aber hechtete der andere. Er wollte sein Messer. Hoch spritzte das Wasser, als er kopfüber darin verschwand.

Obwohl mir nicht danach zumute war, mußte ich doch grinsen. Während er im Wasser herumsuchte, fand ich Zeit, meine Beretta zu ziehen. Ich wollte ihn eigentlich nicht aus der Wanne kommen lassen, doch er schnellte hoch wie ein Stehaufmännchen und stand plötzlich am Rand.

Mit dem Messer.

»Laß es fallen!« befahl ich, wobei ich meiner Stimme einen drohenden Unterton gab.

Er glotzte mich nur an und tat so, als würde er kein Wort begreifen.

Aber er konnte Englisch, vorhin hatte er mir das bewiesen. Eigentlich war er eine traurige Gestalt, wie er da stand, mit seinem nassen, am Körper angeklatschten, sackähnlichen Gewand. Nur das verdammte Messer störte mich.

»Mach schon!« Ich wurde langsam sauer.

Da passierte etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Die Tür war nicht wieder zugefallen, sondern stand einen Spaltbreit offen. Ich selbst hatte sie nicht im Blickfeld, aber ich konnte in den hohen Spiegel schielen und sah dort, daß sich die Tür etwas bewegte und dann ruckartig aufgestoßen wurde.

Ein Schatten jagte herein.

Unheimlich schnell.

Es war El Bravo, der Bluthund, er knurrte drohend.

Hatte Señora del Bosque nicht gesagt, er sollte mich bewachen? Das tat er auch, aber auf eine Art und Weise, wie ich sie nicht voraussehen konnte.

Der Hund war so schnell, daß auch der Macomba-Diener nicht mehr dazu kam, irgend etwas zu unternehmen. Bevor er sich noch rühren konnte, war El Bravo schon bei ihm, schoß in die Höhe und wollte ihm an die Kehle.

Der Mann riß seinen Arm hoch, die Zähne des Hundes verfingen sich in seinem Fleisch, und der wuchtige Aufprall schleuderte ihn zurück, wobei der Hund nicht losließ und weiterhin seinen Messerarm umklammert hielt.

Alles geschah in Sekundenschnelle. Die beiden näherten sich dem Spiegel, krachten hinein, Tausende von Scherben und Spiegelstücken wirbelten zu Boden, ich hörte den gellenden Schrei, der im nächsten Moment verstummte, als der Hund nach der Kehle des Mannes schnappte.

Und danach ein Geräusch, das ich nie vergessen werde. Ich schaute nicht hin, konzentrierte mich auf die nachfolgende Stille und bekam mit, wie der Hund an mir vorbei auf die Tür zutrottete, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Aus seinem Maul tropfte Blut…

Ich stand da und spürte die Schauer auf meinem Rücken. Die Ereignisse hatten mich überrascht, ich begriff es nicht.

El Bravo verschwand, dafür kam Suko. Er hatte sich nur ein Badetuch um die Hüften gewickelt, hielt jedoch die Beretta in seiner rechten Hand.

»John, verdammt, was ist los?« Auf der Türschwelle blieb er stehen, und sein Blick wieselte durch das Bad »Mein Gott«, flüsterte er dann.

»Es war El Bravo«, sagte ich mit krächzender Stimme. »Ich konnte nichts tun.«

»Verstehe.«

Wieder hörten wir Schritte. Zusammen mit Jago, dem Leibwächter, erschien Señora del Bosque. Sie hatte sich umgezogen, trug trotzdem Schwarz und blickte aus kalten Augen auf den Toten.

»Es war El Bravo«, sagte ich.

Sie nickte. »Er wollte sie beschützen.« Dann holte sie tief Luft. »Ich wußte, daß sie bereits in meinem Haus sind. Cassaras Arm reicht sehr, sehr weit.« Sie wandte sich an ihren Leibwächter und sprach mit ihm in seiner Heimatsprache.

Danach schaute sie uns wieder an. »Kommen Sie dann zum Essen, meine Herren?«

Alles was recht war, Nerven hatte die Frau, das mußte man ihr lassen.

Wie konnte sie nur ans Essen denken, wenn so etwas Schreckliches passiert war.

Señora Inez del Bosque wurde mir immer rätselhafter…

***

Jago schaute uns finster an, als trügen wir die Schuld am Tod des Bediensteten.

Er hatte seltsame Augen. Ziemlich kleine, dunkle Pupillen, die Augäpfel dahinter jedoch erstrahlten förmlich in einem hellen Weiß. Das hatte ich bei einem lebenden Menschen auch noch nicht gesehen.

»Komm, wir gehen zu mir.« Suko stieß mich an. Sicher, der Inspektor mußte sich ja noch umziehen.

Auf dem Flur sahen wir El Bravo. Er stand vor einem großen Fleischnapf und fraß schmatzend. Seine Flanken bewegten sich dabei, auch die Beine zuckten, und mir gefiel der Hund plötzlich nicht mehr. In Verbindung mit dem Tod des Mannes und dem Fressen jetzt war es doch ein sehr komisches Gefühl. Als wir ihn passierten, hob er kurz den Kopf, schaute uns an und widmete sich danach seiner Mahlzeit.

Sukos Zimmer glich dem meinem aufs Haar. Nur das Bad war bei ihm hellblau gekachelt. Ich sah die Fliesen durch die offene Tür. Eine kleine Bar stand bereit. Die Flaschen sowie die Gläser hatten auf einem fahrbaren Wagen ihren Platz gefunden. Einen Schluck konnte ich vertragen, nahm ein Glas hoch und genehmigte mir einen Agavenschnaps. Der raubte mir fast die Luft, so scharf war er.

Als Suko ins Zimmer trat, schnappte ich noch immer nach Atem. »Was ist denn los?« fragte er.

»Der…der Schnaps.«

»Warum bist du auch immer so gierig?«

»Ich gebe dir gleich auch einen.«

»Nein, lieber dem Hund. Wenn der das Zeug schlürft, geht er senkrecht die Wände hoch.«

Ich wechselte das Thema. »Was hältst du von der Frau?«

Suko knöpfte sein Hemd zu und hob die breiten Schultern. »Ich weiß es nicht genau, aber seltsam ist sie schon. Zudem benimmt sie sich irgendwie anders als in London.«
»Vergiß nicht, daß hier ihre Heimat ist.«
»Hast du auch wieder recht.«
»Hunger verspüre ich kaum.«
»Du kannst ja so tun, als würdest du essen. Ich bin nur mal gespannt, welche Überraschungen die Señora noch für uns parat hält.«
»Das kann keiner sagen, aber aus lauter Sympathie und Spaß hat die uns nicht hergeholt. In dieser Nacht werden wir wohl kaum einschlafen. Ich warte nur noch auf das Trommeln.«
»Bekommen wir bestimmt.« Suko war fertig angezogen und nickte mir zu. »Meinetwegen können wir.«
Als ich die Tür öffnete, da hörten wir das Klavierspiel. Es klang von unten zu uns hoch.
»Ob die del Bosque spielt?« fragte Suko.
»Jago bestimmt nicht.«
»Man kann nie wissen.«
Wir schritten die Treppe hinunter. Ich kannte das Stück. Rachmaninow, wenn mich nicht alles täuschte. Schwer die Klänge, irgendwie beklemmend. Chopin wäre mir lieber gewesen.
Gedeckt worden war im Dinnerraum. Das Klavier stand in der Halle, und ich mußte alles zurücknehmen, denn nicht Señora del Bosque spielte, sondern Jago.
Das hätte ich dem Leibwächter nicht zugetraut. Bei den Killerhänden, die er hatte.
Jago saß wie selbstvergessen vor dem Flügel und spielte. Sein Gesicht zeigte einen entrückten Ausdruck, er nahm uns nicht zur Kenntnis, als wir ihn passierten, sondern spielte weiter.
Der lange Tisch war bereits gedeckt. Zwei Mädchen trugen noch Blumenschmuck herbei, dann verschwanden sie.
Señora del Bosque empfing uns auf der Türschwelle. Sie lächelte ein wenig, bevor sie sagte: »Ich liebe Rachmaninow. Seine Musik hilft mir, zu vergessen.«
Ich war ehrlich und erwiderte: »Sie ist mir zu schwermütig.«
»Aber sie paßt in die Zeit.«
»Das ist Ansichtssache.« Ich bin immer Optimist geblieben, trotz aller Widrigkeiten, und irgendwie glaubte ich an das Gute im Menschen und daß sich irgendwann alles drehen würde, so schlimm es auch manchmal aussah.
Señora del Bosque legte ihre sonst glatte Stirn in Falten und bat uns sehr höflich, Platz an der Tafel zu nehmen.
Personal stürzte herbei und stellte uns die Stühle zurecht. Die Besitzerin des Hauses saß am Kopfende des Tisches, wir flankierten

sie. Als Lichtquelle dienten drei Kerzen. Sie steckten in einem goldenen Halter, der seinen Platz zwischen zwei Blumenschalen auf dem Tisch gefunden hatte.

Man servierte den Wein. Das Personal hatte die Kleidung gewechselt.

Die jungen Männer trugen rote Fräcke. Zur Eröffnung gab es einen trockenen Weißwein, mehr als Aperitif zu verstehen. Die Dame des Hauses nickte uns zu und hob ihr Glas. »Auf daß es uns gelingen möge, den unheimlichen Zauber zu vernichten«, sagte sie, und ich hatte selten einen so makabren Trinkspruch gehört.

Durch unsere Kopfbewegungen schlossen wir uns ihrer Meinung an. Ich hatte noch immer den Geschmack des Agavenschnapses auf der Zunge und konnte mir deshalb kein Urteil über den Wein erlauben.

Das tat Suko. Er machte es sehr geschickt. Die Frau konnte den Eindruck haben, mit einem Weinkenner zusammenzusitzen.

Die Vorspeise wurde serviert. Keiner von uns brauchte zu warten. Für jede Person am Tisch war ein Ober zuständig. Das fand man in keinem Restaurant.

Als Vorspeise gab es eine Komposition von Meeresfischen. Was da für tote Tierchen auf dem erlesenen Porzellan lagen, wußte ich nicht. Ich aß sie trotzdem, und sie schmeckten sogar in Verbindung mit einer leicht schaumig geschlagenen Soße sehr gut.

Eine warme Früchtesuppe folgte, die mir nicht so gut mundete, und anschließend wurde der Hauptgang serviert.

Das alles zog sich hin. Jago spielte weiter, Señora del Bosque sprach kaum ein Wort, und nur das Klappern der Bestecke erreichte neben dem Klavierspiel unsere Ohren.

Ein schweigendes Mahl.

Das Hauptgericht wurde gebracht. Zwei Ober schleppten eine große, ovale Platte heran. Was darauf lag, konnte keiner von uns erkennen, denn ein Warmhaltedeckel war über die Platte gestülpt worden.

Die Hausherrin ergriff wieder das Wort. »Mögen Sie Wild?« erkundigte sie sich.

»Ja.«

»Es ist eine Spezialität meines Kochs«, erklärte sie uns. »Ein Wildschwein nach Art des Hauses. Noch sehr jung. Wir jagen es im Dschungel.« Sie nickte den beiden Männern zu, die Platte abzustellen.

Hoffentlich sind keine Schrotkörner mehr im Fleisch, dachte ich.

Der Deckel wurde weggezogen.

Jäh lähmte uns das Entsetzen. Auf der Platte lag kein Wildschwein, sondern etwas anderes.

Ein Kopf!

***

Ich sah, wie Señora del Bosque bleich wurde. Ihre Finger krallten

sich in das Tischtuch fest, der Atem drang pfeifend über ihre Lippen, und die Wangen zitterten.

Der Mann, der den großen Deckel abgehoben hatte, stieß einen Schrei aus, taumelte zurück und ließ den Deckel fallen, der mit einem metallenen Scheppern über den glatten Boden rutschte.

Abrupt hörte das Klavierspiel auf. Rachmaninow war vergessen, wir hörten Jagos Schritte, und er blieb hinter seiner Herrin stehen, wobei er die hohe Stuhllehne umklammerte und auf den Schädel starrte.

»Geht weg, geht weg!« zischte die Frau und meinte damit das Personal, das entsetzt herumstand. Sie unterstrich die Aufforderung mit fahrigen Handbewegungen.

Wie die Denkmäler saßen wir am Tisch. Der Schädel auf der Platte bot einen fürchterlichen Anblick. Die Augen waren weit geöffnet, der Mund ebenfalls, und die Zunge hing heraus. Schwarzes Haar klebte auf dem Schädel, es wirkte wie angeklatscht.

Niemand sprach mehr.

Und dann hörten wir etwas Entsetzliches, denn Señora del Bosque stöhnte grauenvoll auf. »Es ist der Kopf meines Mannes«, keuchte sie. »Der Kopf von Ernesto…«

Sie stieß die Worte hart hervor, schlug die Hände vor das Gesicht, stützte die Ellenbogen auf und begann zu schluchzen.

Suko saß mir gegenüber. Unsere Blicke trafen sich. Ich wollte eigentlich etwas sagen, aber mein Hals war zu. Wer konnte das getan haben? Wer war so grausam, so…

Plötzlich wurden meine Gedanken unterbrochen, denn mit dem Kopf geschah etwas.

Die Platte war warm, vorgeheizt, und diese Hitze drang auch in den Schädel ein.

Er veränderte sich. Es fing am Halsstumpf an, denn dort schmolz die Haut vor unseren Augen weg, als wäre sie Talg.

Aber Haut besteht nicht aus Talg…

»John«, hauchte Suko.

»Denkst du das gleiche, wie ich?«

Ich nickte, denn in diesem Moment dachte ich ebenso wie mein Freund und Kollege.

Es war kein echter Kopf, den man uns hier präsentierte, sondern ein naturgetreu nachgebildeter Schädel aus Wachs!

Wie er jetzt dahinschmolz und welche Grimassen das Gesicht dabei schnitt, war schon als schrecklich zu bezeichnen. Da verzog sich der Mund, seine Winkel wurden nach unten gedrückt, die Lippen verliefen, die Nase bekam Tropfen, und Tropfen rannen auch aus den Augen und über die Wangen, so daß sie wirkten wie dicke Tränen.

Selbst die Haare lösten sich auf. Das schwarze Wachs vermischte sich mit dem helleren und bildete ein wirres Muster.

Trotz des schlimmen Vorgangs atmete ich auf. Wir hatten es nicht mit einem echten Kopf zu tun, alles andere war jetzt zweitrangig, mochte es auch noch so schrecklich aussehen.

Ich schob meinen Stuhl zurück. Das Schaben der Beine auf dem Marmor unterbrach die lastende Stille.

Sofort schaute Jago mich scharf an. Ich hielt seinem Blick stand und sagte: »Erklären Sie es Ihrer Herrin!«

Die Worte hatte auch Señora del Bosque vernommen. Sie ließ die Hände sinken und hob den Kopf. »Was?« flüsterte sie, »was soll er erklären, Mr. Sinclair?«

»Sehen Sie sich den Kopf an, Señora?«

Sie stierte. Ja, ein anderes Wort traf den Blick nicht so genau. Es war ein Stieren, und sie holte pfeifend Luft, als sie sah, was mit dem Schädel geschah.

Bis auf die Hälfte seiner ursprünglichen Größe war er zusammengeschrumpft, und der Vorgang beschleunigte sich, denn die herrschende Wärme sorgte dafür, daß der Schädel immer kleiner wurde.

Nur noch so groß wie eine Faust war er!

»Wachs!« hauchte Señora del Bosque. »Es ist Wachs!« Ihre Augen weiteten sich. Sie öffnete den Mund — und schrie. »Wachs, verdammt, es ist Wachs!« Sie schnellte von ihrem Stuhl, griff ein Messer und hieb es in den Rest hinein. Weit hatte sie sich dabei vorgebeugt. Sie blieb auch in der Haltung, wobei ihre Faust den hölzernen Griff der Waffe umklammerte.

Aus ihrem Mund drangen zischende Worte. Wir verstanden sie nicht, sondern schauten nur auf die Frau, die eigentlich mehr erlebt hatte, als normale Nerven vertragen können.

Wir ließen sie in Ruhe. Auch der Leibwächter sagte kein einziges Wort.

Wie eine stumme Drohung stand er hinter dem Stuhl und richtete seinen Blick über den Tisch.

Minuten vergingen, während der Kopf immer kleiner wurde, das Messer bald keinen Halt mehr finden würde und schon abrutschte. Mit einem reißenden Geräusch kratzte es über die Platte.

Auch die Frau wäre fast zusammengesunken. Wir sprangen gleichzeitig hinzu und hielten sie fest.

Ich spürte das Zittern. Sie hob den Kopf an. »Macomba«, hauchte sie.

»Dieser verfluchte Zauber. Er ist überall, du kannst ihm nicht entkommen, nicht Macomba.« Dann ging ein Ruck durch ihre Gestalt, und mit fast normaler Stimme befahl sie: »Lassen Sie mich los!«

Das taten wir auch.

Aufrecht stand sie vor dem Stuhl. Ihr Blick traf Suko und auch mich.

Noch schimmerten es in den Augen feucht. Tränen hatten nasse

Spuren auf ihren Wangen hinterlassen, aber keine Schminke zerstört, für uns ein Beweis, daß sie nichts im Gesicht trug.

»Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich mich habe so gehen lassen. Sie werden verstehen, ich dachte, man hätte mir den Kopf meines Mannes serviert. Er war es nicht, nur eine Nachbildung, allerdings sehr echt, wie ich zugeben muß. In diesem Licht kaum zu unterscheiden. Die haben genau gewußt, was sie taten.«

»Wenn ich Sie mal unterbrechen darf, Señora del Bosque, so haben Sie gerade das Stichwort gegeben, als sie von mehreren Personen sprachen. Wer kann dahinterstecken?«

»In meinem Haus geschehen Dinge, über die ich nicht informiert bin. Das ist das Schlimme.«

»Dann haben Sie keinen Verdacht?« formulierte Suko die nächste Frage.

»Verdacht?« Sie lachte auf. »Jeder kann es sein. Macomba ist überall. Deshalb habe ich Sie mitgenommen«, sprach sie weiter, wobei die Stimme zitterte. »Ihnen kann ich vertrauen, Sie sollen mir Schutz gewähren, den andere nicht schaffen. Die Feinde haben mich umzingelt, ich sitze in der Falle. Cassara wird kommen und mich töten!«

»Noch sind wir da«, sagte ich. »Auch Jago steht Ihnen zur Seite. Er wird sein Leben für Sie geben.«

»Was nutzt es, wenn er stirbt? Dann bin ich erst recht in Gefahr. Die Dinge spitzen sich zu, ich habe es gewußt. Schon vor ein paar Tagen in London ist mir dies klargeworden. Jetzt kommt es zur Entscheidung. Er will alles. Und wenn er sich in den Besitz gebracht hat, kann er Macomba ein würdiger Diener sein, denn dann hat Cassara auch großen finanziellen Einfluß, weil unsere Familie zu den reichsten des Landes gehört.«

Abgehackt hatte sie die Worte hervorgestoßen, und sie legte nun eine Schweigepause ein.

Von dem Kopf war nur eine Lache zurückgeblieben, die auf dem Tablett schwamm und allmählich erkaltete.

Jedem von uns war klar, daß wir hier keine Ewigkeit sitzen bleiben konnten, ohne etwas zu unternehmen, und das sagte ich der Frau auch.

»Sie sind hier die Hausherrin, kennen die Gegebenheiten, und von Ihnen müßte eigentlich ein Vorschlag kommen, was zu tun ist.«

»Haben Sie sich nichts überlegt?«

»Ich dachte daran, daß wir unter Umständen erst einmal Ihr Personal verhören. Irgend jemand muß den Wachsschädel ja auf das Tablett gelegt haben.«

Sie winkte heftig ab. »Kommen Sie mir nicht mit so etwas, Mr. Sinclair. Verhöre, das ist Unsinn. Sie stecken alle unter einer Decke —

alle. Sie belauern mich, sie warten nur auf meinen Tod und freuen sich, wenn es Macomba endlich gelingt, mich zu besiegen. Ich habe Sie unter anderem auch hergeholt, damit der Vorgang beschleunigt wird. Meine Rechnung ist aufgegangen. London, das war eine von mir inszenierte Affäre. Ich habe meine Verfolger in diese Stadt gelockt, um Sie aufmerksam werden zu lassen. Auch der Spitzel ist von mir bestochen worden. Es war ein riskantes Spiel, ich gebe es zu, aber ich habe gewonnen.« Sie lächelte schmal. »Der Spitzel tat genau, was ich wollte. Ohne es groß zu merken, schwenkte er auf meine Linie ein.«

Verdammt, diese Frau war doch raffinierter, als ich gedacht hatte. Sie hatte uns regelrecht vor ihren Karren gespannt, ohne daß wir etwas bemerkt hatten.

Auch Sir James nicht. Er war der Señora ebenfalls auf den Leim gegangen. Als ich daran dachte, mußte ich grinsen, denn so etwas war dem Alten sicherlich noch nicht passiert.

»Denken Sie jetzt daran, abzureisen, Mr. Sinclair?« erkundigte sich die Frau.

»Nein.« Meine Antwort kam spontan. »Wir stecken bereits zu tief in der Sache. Außerdem habe ich es nicht gern, wenn man mich mit dem Messer attackiert und mir als Hauptgericht einen Kopf servieren will. Darüber können sich andere freuen, ich jedenfalls nicht.«

»Dann habe ich Sie genau richtig eingeschätzt.«

»Und Sie meinen, daß ein Verhör des Personals keinen Sinn hat«, meldete sich Suko.

»Genau das.«

»Wie würden Sie denn vorgehen?« fragte ich.

Da lächelte sie. »Ich möchte Sie bitten, mit mir einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.«

»Warum nicht?«

»Gut, dann lassen Sie uns bald aufbrechen. Die Leute werden abräumen.« Inez del Bosque stemmte ihre Hände auf die Platte, um sich in die Höhe zu drücken.

Ich hatte noch eine Frage. »Dieser Spaziergang, Señora — haben Sie da ein bestimmtes Ziel im Auge gehabt?«

»Natürlich.«

»Und welches?«

»Wir gehen in eine Gruft!«

***

Es gibt Millionäre, die haben keinen Spleen, andere Leute mit viel Geld besitzen ihn dafür doppelt. Zu welcher Kategorie ich die Frau vor mir zählen sollte, wußte ich nicht.

Ein Spaziergang zu einer Gruft, damit hatte ich nicht gerechnet. Ein wenig laue Luft hätte gut getan, aber zu einer Gruft zu laufen, war

wohl nicht das Wahre.

Señora del Bosque sah es meinem Gesicht an, daß ich nicht gerade begeistert war, und sie fragte: »Was ist? Gefällt Ihnen der Spaziergang nicht, Mr. Sinclair?«

»Doch, doch, der Spaziergang wohl. Nur das Ziel ist ein wenig außergewöhnlich, finden Sie nicht auch?«

»In der Tat, eine Gruft ist nichts Alltägliches. Aber wir haben es auch hier nicht mit alltäglichen Vorgängen zu tun. Ich kann nicht mehr im Haus bleiben, ich muß an die Quelle des Schreckens, wenn Sie verstehen. Mein Mann hat sich bereits zu Lebzeiten ein Grabmal errichten lassen, es steht weit hinten im Park, da können wir hinlaufen oder auch fahren. Ich habe für die weiten Wege kleine Elektrowagen anschaffen lassen. Sie sind umweltfreundlicher.«

Wenig später standen wir im Park und warteten auf die Señora und ihren Leibwächter, denn Jago sollte mit.

Wohl fühlten wir uns beide nicht. In den Tropen ist die Dunkelheit sehr intensiv. Früher kam sie mir irgendwie schwarzblau vor, und so wirkte sie auch hier.

Blauschwarz, undurchdringlich, wenn die Scheinwerfer nicht gewesen wären. Nicht nur vom Dach des Hauses fielen Strahlen, die Scheinwerfer waren überall im Park verteilt. Sie standen zumeist am Boden, schickten ihre Lichtstreifen schräg in die Dunkelheit und spannten ein helles Netz in das dichte Blattwerk der Bäume.

Unzählige Insekten schwirrten innerhalb der Lichtinseln. Ihre Tänze waren von einer nahezu wilden Faszination. Manche glühten auch auf, bei größeren wurde das Licht von den fast durchsichtig wirkenden Flügeln reflektiert.

Wir hörten, daß eine der Türen zum Park hin aufgezogen wurde. Zwei Gestalten erschienen, die Hausherrin und ihr Leibwächter. Jago überragte sie um zwei Kopfeslängen. Im Zwielicht wirkte er düster und gefährlich, wie eine abgestellte Kampfmaschine, die allerdings jeden Augenblick explodieren konnte.

»Gut daß der auf unserer Seite steht«, sagte ich. »Mit Jago möchte ich nicht in den Clinch.«

Suko hob die Schultern. »Wenn, dann darfst du ihn wenigstens nicht zu einer Aktion kommen lassen, den mußt du mit dem ersten Schlag gleich flachlegen, mein Lieber.«

»Sicher, ich trainiere mit einem Baumstamm.«

Suko lachte leise und sprach nicht mehr weiter, weil die beiden uns schon entgegenkamen.

Die Señora wollte sich nicht stützen lassen. Sie schritt aufrecht und hatte den Kopf stolz erhoben. Als sie uns erreicht hatte, blieb sie stehen. Jago entfernte sich.

»Ich habe ihm gesagt, er soll den größten Wagen holen, darin haben

wir alle Platz.«
»Wie Sie meinen.«
Auf ihr Gesicht trat ein etwas lauernder Ausdruck. »Ihnen beiden paßt es wohl nicht so recht, daß wir diese kleine Fahrt unternehmen.«
»Davon haben wir kein einziges Wort verlauten lassen«, hielt ich ihr entgegen.
Sie lachte leise. »Ich sehe es Ihnen an, tut mir leid. Aber wir müssen den Zauber zerstören.«
»Am Grab Ihres Mannes?«
»So ist es.«
»Señora«, sagte ich und hatte vorher tief Luft geholt. »Ich glaube, daß Sie uns etwas verschweigen. Mit anderen Worten,, Sie wissen mehr, als Sie zugeben wollen.«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Weil Sie so zielstrebig vorgehen. Sie zeigen sich nicht irritiert. Nur als der Wachskopf auf dem Tisch lag, verloren Sie ein wenig die Übersicht, ansonsten wissen Sie immer genau, was Sie tun.«
»Das stimmt.«
»Spielen Sie mit offenen Karten!« verlangte ich. »Was werden wir in der Gruft finden?«
»Das Grab meines Mannes.«
»Aber das ist nicht alles.«
Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Wahrscheinlich nicht«, murmelte sie schließlich.
»Und was noch?«
»Der Macomba-Zauber ist zu vergleichen mit dem des Voodoo. Es kann sein, daß…« Sie sprach nicht mehr weiter, denn Jago kam mit dem Elektrowagen.
Wir hatten auch so verstanden. Voodoo, das bedeutete lebende Tote, Zombies…
Kalt rann es mir den Rücken hinab. Wenn das hier geschehen würde, konnten wir uns auf etwas gefaßt machen.
Der Wagen hatte gehalten. Señora del Bosque stieg ein. »Wollen Sie nicht?« fragte sie.
»Natürlich, wir kommen«, sagte Suko.
Es war ein seltsames Gefährt. Mich erinnerte es an die Fahrzeuge, die auf Messen und Ausstellungen zu sehen waren und die die Gäste von einer Halle zur anderen transportierten. Nur kleiner.
Es gab einen Führerstand, da hatte Jago Platz genommen. Wir saßen dahinter.
Scheiben waren nicht vorhanden, nur Stangen, an die wir uns in den Kurven klammern konnten.
Ein summendes Geräusch ertönte, als der E-Wagen anfuhr. Wir saßen uns gegenüber. Señora del Bosques Gesicht wirkte angespannt und

gleichzeitig verkniffen. Mir kam sie vor, als wäre sie in der letzten Stunde um Jahre gealtert. Die Hände hielt sie gegeneinandergepreßt, in den Augen flackerte es hin und wieder.

Suko und ich hatten uns nebeneinandergequetscht. Die Sitzbänke waren nicht sehr breit, und die Federung des Gefährts ließ auch zu wünschen übrig.

Der Weg war nicht eben. Er paßte sich dem Gelände an. Hin und wieder wurden wir geblendet. Immer dann, wenn wir durch die Lichtstrahlen fuhren, was mir überhaupt nicht gefiel.

In den hinteren Winkel des Parks fuhren wir, wobei ich mir vorkam wie im Dschungel. Auch die entsprechenden Tierstimmen und Geräusche umgaben uns, die Luft war feucht und schwer, wir schwitzten beide, nur der Brasilianerin schien sie nichts auszumachen.

»Wir nähern uns jetzt der Westgrenze«, sagte sie nach einer Weile. »Es ist die höchste Stelle. Sie bekommen einen fantastischen Blick über die Bucht. Schauen Sie nach links.«

Wenn Inez del Bosque schon Fremdenführerin spielte, wollten wir ihr gern den Gefallen tun und schauten nach links.

Noch verwehrte uns die wild wuchernde Natur den Blick, doch wenig später riß sie auf. Menschenhände hatten eine Schneise geschlagen.

Jago bekam den Auftrag, zu stoppen.

Er hielt.

Auszusteigen, brauchten wir nicht. Der Punkt war günstig, der Blick mehr als wundervoll.

Unter uns lag Rio.

Und auch die berühmte Statue mit den ausgebreiteten Armen. Sie wurde angestrahlt, es sah so aus, als hätte sie einen Heiligenschein bekommen.

Ein wirklich einmaliges Bild, bei dem mir die passenden Worte fehlten, um es richtig zu beschreiben. Das Meer konnte man mit welligem, dunkelblauen Samt vergleichen, auf den hin und wieder sich bewegende helle Wattetupfer lagen — die Schaumkronen.

Erleuchtet war auch der berühmte Badestrand. Copacabana, das bedeutete nicht nur Sand und Meer, sondern auch Jubel, Trubel, Vergnügen, Restaurants, Bars, willige Mädchen und braungebrannte Playboys, die nur aufs Anmachen scharf waren und ansonsten vom Geld ihrer Väter lebten. Ich vermeinte, schwache Musikfetzen zu hören. Es konnte Einbildung sein.

Ein strahlender Lichterglanz in der mondänen City. Kaum Beleuchtung in den Slums.

Von meinem Standort aus glaubte ich, die gespenstische Ruhe fühlen zu können, die dort herrschte. Viele Straßenzüge besaßen kein elektrisches Licht, und nur dort, wo der Papst bei seinem Brasilien-Besuch durchgewandert war, hatte man die Umweltbedingungen

verbessert. In Rio lebten Arm und Reich nebeneinander, wie auf einem Pulverfaß, dessen Lunte schon lange brannte…

Es waren nur kurze Eindrücke, die Suko und ich in uns aufnahmen. Das andere war wichtiger.

Macomba!

»Wir können meinetwegen weiterfahren«, sagte ich zu Señora del Bosque.

Sie nickte und gab eine knappe Anordnung an Jago, den Leibwächter, weiter.

Der startete. Abermals rollte der E-Wagen fast lautlos an. Sekunden später wurde uns der Blick durch den dschungeldicht wachsenden Pflanzenwuchs wieder verwehrt.

»Ist es noch weit?« fragte ich die Frau.

»Nein, wir werden in wenigen Minuten da sein.«

»Glauben Sie daran, daß wir noch andere Personen dort treffen, als nur einen Toten?« wollte Suko wissen.

Als er das Wort »Toten« sagte, da schaute ihn die Frau seltsam und von unten herauf an. »Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen«, erwiderte sie gerade so laut, daß sie das Summen des Motors übertönte.

»Also Macomba-Diener«, präzisierte ich.

»Vielleicht.«

»Ich wundere mich nur darüber, daß wir keine auf Ihrem Grundstück gesehen haben, Señora.«

»Sie halten sich versteckt.« Ein verkniffenes Lächeln zuckte um ihren Mund. »Glauben Sie mir, Mr. Sinclair, die sind überall, sie halten uns unter Beobachtung.« Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, da hob sie den Kopf und schaute zum Himmel. »Da, sehen Sie doch!«

Auch wir hoben die Köpfe.

Schädel schwebten über uns. Rote Schädel und von innen gelb ausgeleuchtet. Sehr deutlich hoben sie sich von der dunklen Farbe des Himmels ab. Wieder erinnerten sie mich an Kometen, als sie über das Firmament rasten und dann verschwunden waren.

»Da haben Sie Ihre Diener«, sagte die Frau.

Und Jago knurrte: »Macomba, Macomba…«

Wie er das aussprach, da konnte einem schon angst und bange werden.

Wir waren einiges gewohnt. Mich erfaßte eine innerliche Spannung, zudem wollte ich wissen, wie das alles zusammenhing, zwischen den Dienern und den Masken.

Wir waren so in unser Gespräch vertieft gewesen, daß ich nicht bemerkt hatte, wie frei die Gegend plötzlich geworden war. Der Wald hatte sich gelichtet, wir fuhren in eine kultivierte Parklandschaft hinein, und Jago stoppte.

»Endstation«, sagte die Señora mit dumpfer Stimme.

Wir stiegen aus. Suko und ich mußten uns erst umdrehen, um alles erkennen zu können.

Vor unseren Augen lag ein Rondell. Sehr gepflegt, mit einem satten grünen Rasen und dazwischen die tropischen Blumen mit ihren leuchtenden Farben. Aus der Mitte des Rondells erhob sich eine Figur, ein Mann. Er stand da in Feldherrenpose, wurde von zwei dünnen Strahlern angeleuchtet, und ich hörte die leisen Worte der Inez del Bosque.

»Das ist mein Gatte!«

Ich verstand diesen Kult nicht, der hier Auferstehung feierte. So etwas sah man sonst nur in kommunistischen Staaten und auch Deutschland hatte mal so eine Zeit erlebt. Ich wollte von mir jedenfalls kein Denkmal haben.

Das sagte ich auch, worauf Suko meinte: »Da würden auch nur die Tauben drauf machen…«

Um sich jetzt zu streiten, war die Lage zu ernst. Es ging vorrangig um das Grabmal.

Hinter dem Rondell lag es, und es war ein Haus für sich.

Das seltsame Grabmal glänzte in einem fahlen Weiß. Es wurde nicht angestrahlt und doch hob es sich deutlich von dem dunklen Untergrund ab. Ein Riesengrab in Weiß. Normalerweise fürchtet man sich vor dunklen, schaurigen Grüften, aber auch dieses Grabmal flößte mir irgendwie ein unbehagliches Gefühl ein. Von diesen Mauern ging überhaupt nichts Positives aus, allein die Kälte des Todes herrschte vor.

Das Gebäude war mehr lang als breit. Vor dem Eingang besaß es ein vorgezogenes, säulengestütztes Dach. Abermals war Marmor verwendet worden. Ein heller, kalter Marmor, der den Belag zum Eingang hin bildete.

Señora del Bosque streckte ihren Arm aus. »Da liegt er!« flüsterte sie.

Wir erwiderten nichts. Es war sehr still um uns herum. Mir kam es vor, als hätte selbst die Natur Ehrfurcht vor der letzten Ruhe eines Toten.

Wir hielten uns neben der Brasilianerin auf, während ihr Leibwächter Jago einen großen Schritt nach vorn gegangen war und dastand wie ein witterndes Tier. Er hatte sein Jackett aufgeknöpft, die rechte Hand lag auf dem Kolben der unförmigen Waffe. Jago war bereit, sofort zu schießen, wenn etwas geschah.

»Haben Sie genug gesehen?« wandte sich Inez del Bosque an uns.

»Ja.«

»Dann werden wir das Grabmal betreten.« Sie sprach den Satz so aus, als wäre er ihr letzter, endgültiger in diesem Leben.

Nur langsam ging sie vor, und wir folgten der Frau. Unsere Schritte

knirschten. Ein Sturm hatte Blätter und kleine Zweige auf den Marmorweg geweht.

Unter dem Dach wurde es besser, auch konnten wir die Tür erkennen und sahen ebenfalls das Licht. Jago hatte es angeknipst. Über der Tür befand sich eine von drei Seiten verdeckte Leiste, die ihren Schein nach unten warf.

Totenweiß auch hier die Farbe. Aber einen goldenen Knauf besaß die Tür, und darunter befand sich das schmale Schloß, von dem die Frau den Schlüssel besaß.

Ihre Hände zitterten, als sie den Schlüssel in die enge Öffnung schob.

Ich schaute derweil zurück.

Düster und gespenstisch wirkend lag der Park hinter uns. Niemand war zu sehen, dennoch glaubte ich mich von zahlreichen Augen beobachtet.

Zudem brauchte ich nur an die Köpfe zu denken, die wir hoch über den Bäumen gesehen hatten.

Inez del Bosque hatte aufgeschlossen. Ihre schmale Hand legte sich auf den Knauf. Bevor sie ihn nach links drehte, schaute sie uns noch einmal an, nickte sich danach selbst zu und öffnete.

Lautlos schwang die schwere Tür zurück.

Wir konnten in das Grabmal hineinschauen und erlebten eine erste Überraschung.

Suko und ich hatten damit gerechnet, daß es dunkel sein würde. Das stimmte nicht. Das Grabmal wurde von innen erhellt. Dafür sorgten brennende Kerzen, die in schwarzen Ständern an der Wand hingen.

Schatten sah ich kaum, denn auch hier präsentierten sich die Wände in einem fahlen, mir unsympathischen Weiß.

Vor uns lag ein langer Gang. Ich hatte das Gefühl, den Geruch von Trauer und Erde zu spüren. Sie kennen den, der oft über Friedhöfen liegt und sich dann ausbreitet, wenn Kränze und Blumenschmuck verwelken.

Hier roch es ähnlich.

Wir sprachen nicht. Jeder hütete sich, die Ruhe des Toten zu stören.

Señora del Bosque atmete seufzend ein, bevor sie die nächsten Schritte unternahm.

Sie ging den kahlen, ziemlich breiten Gang entlang, bis sie abermals vor einer Tür stand.

Wir waren noch stehengeblieben, und ich wandte mich an den Leibwächter Jago. »Wer hat die Kerzen angezündet?« murmelte ich.

Als Antwort bedachte er mich mit einem scharfen Blick, so daß ich erst gar nicht in Versuchung kam, die nächste Frage zu stellen. Ich hob die Schultern und setzte mich zusammen mit Suko in Bewegung. Erst jetzt sahen wir, daß die Frau vor einer Schiebetür stehengeblieben war.

Auch sie mußte aufgeschlossen werden. Das war schnell erledigt, und wir halfen Inez del Bosque dabei, die beiden Hälften auseinanderzuschieben.

Ein leises Summen ertönte, der Blick in den dahinterliegenden Raum wurde frei, und jeder von uns sah ihn.

Es war ein Sarg!

Schwarz wie die Nacht. Als wäre das Holz mit Pech überstrichen worden. Er stand auf einem kleinen Marmorpodest, dadurch auch etwas erhöht und um ihn herum lagen noch Kränze und Blumen. Licht spendeten abermals Kerzen. Jeweils drei von ihnen standen zu beiden Seiten des Sargs. Die Flammen brannten nicht ruhig. Durch den entstandenen Luftzug wurden sie bewegt und malten Schatten an die Wände, den Boden und tanzende Reflexe auch auf den Sarg.

»Da liegt er!« wisperte die Frau.

Wir schwiegen. Inez senkte den Kopf. Ihre Hände fanden sich. Sie legte sie gegeneinander, wobei sich die Lippen bewegten, ohne daß wir hörten, was die Frau sagte. Höchstwahrscheinlich sprach sie ein stummes Gebet.

Ich wußte noch immer nicht, wer die Kerzendochte angezündet hatte und fragte Inez danach, als sie aufgehört hatte zu beten.

»Sie wissen es nicht?«

»Ich ahne es wohl.«

»Dann ist Ihre Ahnung richtig.«

»Macomba«, sagte ich nur.

»Genau.«

Sie waren also hier. Gewaltsam konnten sie nicht eingedrungen sein. Ich sprach die Frau darauf an, sie schüttelte den Kopf und meinte: »Cassara hat einen Schlüssel.«

»Gibt es in diesem Grabmal noch weitere Räume?« erkundigte sich Suko.

»Nein, wir sind durch. Das hier ist das Zentrum.«

»Und Sie wollten Ihren Mann niemals begraben lassen. Ich meine, unter der Erde.«

»Ich will ihn sehen können.«

»Aber er verändert sich, er verwest«, hielt Suko entgegen.

Wir bekamen eine Antwort, die uns erschreckte. »Für mich ist er auch als Toter schön.«

O Himmel, welch eine Frau. War sie überhaupt noch normal, oder hatte sie sich in ihrer Verzweiflung eine Welt geschaffen, die keinen Realismus mehr zeigte, denn so etwas, das tat man nicht? Das war eine reine Provokation dem Toten gegenüber sowie auch anderen Menschen.

»Kann ich ihn sehen?« erkundigte ich mich höflich.

»Wir müssen den Sarg sogar öffnen.«

»Weshalb?«
»Vielleicht will er ihn verlassen.«
»Glauben Sie, daß aus Ihrem Mann ein Zombie geworden ist, Señora del Bosque?«
»Ich muß damit rechnen, denn Macomba macht alles möglich — alles…«
Es waren starke Worte. In dieser gespenstisch wirkenden Umgebung wirkten sie doppelt schwer.
Ich warf Suko einen Blick zu und nickte dann. Mein Freund und Kollege verstand.
Gemeinsam schritten wir vor. Jago blieb zurück. Er hatte von seiner Chefin keinerlei Anweisungen bekommen. Und von allein handelte er nicht. Er stand jedoch auf dem Sprung.
Mit dem Fuß schob ich ein paar Kränze zur Seite. Zwischen Kerzen und Sarg blieben Suko und ich auf jeweils zwei verschiedenen Seiten stehen.
Unsere Gesichter waren unbeweglich. Wir schauten uns die prächtige schwarze Totenkiste an und stellten gleichzeitig fest, daß der Deckel nicht verschlossen war.
Das sagte ich auch Señora del Bosque. Sie stand zwischen Tür und Sarg. Der Widerschein des sich bewegenden Kerzenlichts zeichnete ihre Umrisse verwaschen. Es war kaum zu sehen, als sie den Mund öffnete.
»Ich weiß, daß der Sarg offen ist, denn ich verschließe ihn nie…«
»Dann schauen Sie immer nach?«
»Das hatte ich Ihnen doch schon gesagt.«
»Natürlich.« Ich wunderte mich trotzdem. Nicht gefragt hatte ich, wie lange der Tote schon im Sarg lag. Wahrscheinlich würden wir eine schon in die Verwesung übergegangene Leiche finden.
Kein schöner Anblick.
»Bist du soweit?« fragte ich Suko. Mein Partner nickte.
»Heben Sie den Deckel hoch!« erklang die Stimme der Señora del Bosque.
Wir packten ihn von zwei Seiten an. Suko vorn, ich hinten. Er war schwer, wir mühten uns ab und stellten ihn dann hochkant gegen den Sarg.
Jetzt erst kamen wir dazu, einen genauen Blick in das Unterteil der Totenkiste zu werfen.
Dort lag er.
Aber wie sah er aus!

***

Vielleicht war er schon Monate tot, jedenfalls bot die Leiche einen scheußlichen Anblick. Die Haut war noch vorhanden, aber sie lebte

nicht mehr, zeigte an einigen Stellen bräunliche Flecken, andere wiederum schimmerten gelblich.

Die Augen waren zurück in die Höhlen gerutscht, von der Nase fiel schon das erste Fleisch. Schrecklich lange Fingernägel wirkten wie die Krallen eines Dschungelraubtieres, der Mund stand offen, ein widerlicher Leichengeruch strömte uns entgegen, und ich fragte mich wiederholt, ob Inez del Bosque nicht wahnsinnig war, daß sie sich dieses Bild jeden Tag anschaute.

Ich trat zurück, denn ich hatte genug gesehen. Nicht länger als nötig wollte ich mir den Toten anschauen.

Als ich zu der Frau zurückging, kroch über meinen Rücken eine Gänsehaut. Fragend schaute mich Inez del Bosque an, so daß ich nickte.

»Er liegt noch da.«

Sie atmete auf. »Ich dachte schon, sie hätten ihn gestohlen, um aus ihm einen Zombie zu machen. Macomba braucht Tote…«

Der Fall wurde immer rätselhafter. Bisher hatten wir es nicht mit Zombies zu tun gehabt, sollte es hier anders sein? Ich dachte an die Typen in London. Zombies waren es nicht gewesen, nein, keine lebenden Leichen, aber Dämonendiener, die ihre Seele dem Macomba-Zauber verkauft hatten.

»Und was sollen wir jetzt tun?« wandte ich mich an die Frau.

»Warten.«

»Auf wen?«

»Sie werden kommen«, flüsterte Inez, »ich spüre es, sie sind bereits in der Nähe, heute ist die Nacht der Entscheidung. Sie wollen ihn mir wegnehmen, er soll nicht mehr in seinem Sarg liegenbleiben, das ist ihr Plan. Er soll wieder zurückkehren, als Monster, aber ich will es nicht. Macomba darf nicht siegen…«

...Siegen...

Ihre Stimme hallte durch das Grabmal. Die kahlen Wände produzierten ein schauriges Echo. Suko und mir war es nicht wohl in der Haut. Wir erlebten hier einen kalten, nicht greifbaren Horror. Die Spannung verdichtete sich, sie würde irgendwann eskalieren — und dann?

Ich schaute auf meine Uhr.

Da erschrak ich. Nur noch wenige Minuten bis Mitternacht. Wir hatten einen genauen Zeitplan eingehalten. Um Mitternacht, in der Geisterstunde, sollte es geschehen, dessen war ich mir sicher.

Und es begann.

Trommeln!

Dumpf, rhythmisch, fordernd und anklagend zugleich. Die Trommel wurde irgendwo im Garten geschlagen, wo auch unsere Feinde zwischen den Büschen versteckt lauerten. Das Geräusch zerrte an

meinen Nerven. Ich stand wie unter Strom, schielte auf meine Uhr, verfolgte die Zeiger und zählte die Minuten.

Noch drei…

»Soll ich mal draußen nachschauen?« fragte Suko.

Die Idee war gut, und ich hatte nichts dagegen.

Der Chinese ging. Ich schaute ihm so lange nach, bis er nicht mehr zu sehen war.

Schnell war mein Freund wieder zurück. Seinem Gesichtsausdruck entnahm ich, daß etwas geschehen war. Der Inspektor ließ sich auch nicht lange bitten, sondern berichtete sofort, was er gesehen hatte. »Sie stehen draußen«, sagte er, »und es sind die gleichen, wie wir sie schon aus London kennen. Sie tragen Stangen in den Händen. Auf den Stangen stecken die Köpfe.«

»Was tun sie sonst noch?«

»Nichts, nur warten.«

»Bis Mitternacht«, murmelte ich.

»Haben Sie meinen Bruder gesehen?« fragte Inez del Bosque, drehte sich scharf um und faßte nach Sukos Arm.

»Ja, Señora, ich habe ihn gesehen. Als einziger trägt er keine Fackel. Er ist der Anführer. Alle Gesichter sind bemalt, und Cassara hat sich den Griff eines Messers zwischen die Lippen geklemmt.« Die Frau wankte zurück. »Das Blutmesser«, flüsterte sie. »Damit will er mich töten…«

Jago bewegte sich. Er drehte sich um und hob dabei ein wenig den rechten Arm. Durch diese Aktion hebelte er seine Waffe aus dem Gürtel los, ich konnte zum erstenmal das Ding genau sehen.

Jetzt wußte ich auch, was er sonst immer verborgen gehalten hatte. Es war eine Schrotflinte mit verkürztem Lauf, um die Streuwirkung zu erhöhen. Eine mörderische Waffe.

Ich wandte meinen Blick wieder der Uhr zu.

»Mitternacht!« flüsterte ich.

»Es geschieht«, flüsterte Inez del Bosque heiser.

Sie sollte recht behalten. Mich störte der Trommelklang nicht, der plötzlich lauter wurde, ich sah etwas ganz anderes, während ich mein Kreuz hervorholte.

Ernesto del Bosque, die Leiche, bewegte sich. Wir hörten zuerst ein schabendes Geräusch, danach ein tiefes Stöhnen, und im nächsten Augenblick erschien eine bleiche Hand über dem Sargrand…

***

Die Nacht der lebenden Toten!

Dieser Satz fiel mir ein, als ich die Hand des Zombies sah. Seine Zeit war vorbei. Lange genug hatte er in seinem Sarg gelegen, er würde ihm entsteigen — und dann?

Ja, was geschah dann?

Ich kannte mich mit Zombies aus, wußte, daß sie nur deshalb erwachten, um zu töten. Eine unlogische, widersinnige, grausame Folgerung, aber sie entsprach nun mal den Tatsachen. Wir kamen nicht umhin, sie zu akzeptieren.

Del Bosque richtete sich auf. Wir sahen zuerst nur seinen Hinterkopf. Er hatte einen Teil der strähnigen Haare schon verloren. Beide Hände nahm er zu Hilfe, um sich an den Sargrändern abzustützen, und er schaffte es auch, sich hinzuknien, wobei er sich schwerfällig umdrehte.

Wie würde seine Frau reagieren?

Ich starrte Inez del Bosque an. Sie stand in einer verkrampften Haltung.

Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt, ihr Blick war starr auf ihren Mann gerichtet, der sich nicht abhalten ließ und weiter aus dem Sarg stieg.

»Ernesto!« stöhnte die Frau, »Ernesto…«

Die lebende Leiche konnte ihre Bewegungen noch nicht kontrollieren.

Das können Zombies zwar nicht völlig, aber bei ihm wirkte es besonders tapsig. Er fiel über den Sargrand, prallte zu Boden und riß dabei zwei Kerzenständer mit um.

Sie prallten zu Boden, die Flammen leckten noch ein Stück über den Marmor, dann verlöschten sie.

Es wurde düsterer.

Der Zombie lag auf den Knien, während draußen, vor dem unheimlichen Grab, der Trommelklang anschwoll.

Schaukelnd bewegte sich der Kopf des lebenden Toten. Es sah so aus, als würde er abfallen, dann wuchtete sich del Bosque schwerfällig zur Seite, und es gelang ihm, seinen seelenlosen Körper in die Höhe zu stemmen.

Er stand.

Schwankend, als würde Wind gegen ihn strömen und versuchen, ihn von den Füßen zu holen. Aber er schaffte es, fiel nicht um, drehte sich sogar und starrte Inez del Bosque, seine Frau, an.

Suko und ich standen auf dem Sprung. Wenn irgend etwas geschehen sollte, wollten wir eingreifen. Ich glaubte, daß die Frau durchdrehen würde, sie hatte lange auf den Augenblick gewartet, und sie würde ihn auskosten — auf ihre Weise.

Noch stand sie auf dem Fleck. Sie starrte ihren Mann an, der sich ihr ebenfalls zugewandt hatte und dessen Gesicht vom Widerschein der noch brennenden Kerzen getroffen wurde, wobei es noch schauriger aussah als normal.

»Ernesto!« Jeder Buchstabe des Namens löste sich zögernd von den

Lippen der Frau. Sie streckte die Arme aus, spreizte die Hände und schien bereit, den Zombie zu umfangen.

Der Untote stöhnte. Wenigstens hielt ich die Laute, die er ausstieß, für ein Stöhnen. Er hatte seine Arme ausgebreitet und versuchte so, besser das Gleichgewicht zu halten.

»Zu mir, Ernesto, komm her…«

Mein Gott, die Frau machte mich noch wahnsinnig. Sie wußte ja nicht, auf was sie sich da einließ. Dieses Monstrum würde sie töten, das war nicht mehr ihr Ernesto, sondern eine untote Bestie.

Der erste, zögernde Schritt.

Ich griff ein. Zunächst nur mit Worten. »Machen Sie keinen Unsinn, Señora, das ist nicht mehr Ihr Mann!«

Scharf drehte sie den Kopf und schaute mich an. »Was kümmern Sie sich darum! Für Sie sind die anderen da. Ich habe ihn wieder — endlich. Dafür habe ich nur gelebt. Ich wollte ihn haben, ich werde ihn in mein Haus nehmen, er soll sich so fühlen wie früher, und ich werde mit einem Toten zusammenleben. Ich hasse den Macomba-Zauber, aber er hat mir meinen Mann zurückgebracht. Mehr sollte er nicht tun, jetzt können Sie ihn vernichten, Sinclair! Schießen Sie die Macomba-Diener zusammen, töten Sie auch meinen Bruder, aber lassen Sie mich mit meinem Mann in Ruhe. Hören Sie, Oberinspektor!«

Nun erst durchschauten Suko und ich ihr hinterlistiges Spiel ganz. Diese Frau war noch raffinierter, als wir angenommen hatten, aber wir würden ihren Forderungen auf keinen Fall nachkommen. Nein, ich konnte es nicht zulassen, daß sie freiwillig in den Tod rannte. Es gibt kein Zusammenleben mit einem Zombie. Unmöglich!

»Sie werden nichts tun!« erwiderte ich hart. »Sie bleiben stehen und können meinetwegen zusehen, wie ich Ihren Mann vernichte! Es ist die einzige Möglichkeit.«

Inez del Bosque ging tatsächlich nicht weiter. Dafür tat sie etwas anderes. Sie hob die Arme, und ihre Finger fanden die Kette mit dem Goldkreuz. Bevor Suko oder ich eingreifen konnten, hatte sie das goldene Passionskreuz bereits über den Kopf gestreift und schleuderte es weg. Es gab ein hell klingendes Geräusch, als es zuerst gegen die Wand und dann zu Boden fiel.

Freiwillig hatte sie sich ihrer einzigen Waffe entledigt, die sie besaß.

Jetzt war sie schutzlos.

»Ernesto!« rief sie mit zittriger Stimme. »Ich komme, mein Liebling. Wir werden wieder zusammensein. Wie früher…«

»Stehenbleiben!« gellte meine Stimme. Ich handelte auch und wollte Inez del Bosque den Weg abschneiden.

Dazu kam es nicht, denn es griff jemand ein, der sich bisher zurückgehalten hatte.

Zwar hörte ich noch Sukos Warnung, doch es war für mich längst zu spät. Lautlos hatte sich der Leibwächter bewegt, und ich spürte plötzlich die Mündung der gefährlichen Schrotflinte im Kreuz, während Jago zischte: »Bleib nur stehen, du Hund!«

***

So war das also!

Ich glaubte, wahnsinnig zu werden. Gleichzeitig wurde ich tief enttäuscht und wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgerissen. Wenn Inez del Bosque sich je im Leben in einem Menschen geirrt hatte, dann wohl bei ihrem Leibwächter Jago. Sie hatte geglaubt, daß er auf ihrer Seite stehen würde, ein verdammter Irrtum. Jago hatte sie in dem Glauben gelassen und sein Spiel gespielt. Nun war seine große Stunde gekommen. Endlich konnte er sein wahres Gesicht zeigen.

Jago gehörte zur anderen Seite. Auch er war dem Macomba-Zauber verfallen!

Dabei mußte er seine Blicke überall haben, denn er fauchte auch meinen Freund Suko an.

»Für dich gilt das gleiche, Chink. Keine Bewegung! Du bleibst still stehen, sonst ist er tot!«

»Keine Angst«, erwiderte Suko mit einer Stimme, die vor unterdrückter Wut zitterte, »ich bleibe!«

Auch Inez del Bosque hatte die Worte vernommen. Sie hielt inne und schaute ihren Leibwächter an. »Du bist doch der Beste, mein lieber Jago. Ich freue mich, daß du zu mir hältst. Ich werde Ernesto sagen, daß er dich belohnt.«

Jago lachte glucksend. »Er soll mich belohnen? Ich bin bereits belohnt worden!«

»So?«

»Ja, durch Cassara. Ich gehöre zu ihm. Unser Herr ist der Macomba-Zauber!«

Noch nie im Leben habe ich einen so enttäuschten Menschen gesehen.

Für Inez del Bosque mußte eine Welt zusammenbrechen. Jago, ihr Vertrauter, hatte ihr eiskalt erklärt, daß er auf der anderen Seite stand und nicht daran dachte, sie zu beschützen. Er hatte ihr nur etwas vorgespielt, und sie war ihm auf den Leim gegangen. Auch mußte ich an Sukos Worte denken. Er wollte mit Jago keinen Streit bekommen, wie es aussah, würde sich dies nicht umgehen lassen, vorausgesetzt, Jago erschoß uns nicht.

Es war eine teuflische Situation, und irgendwie tat mir Señora Inez del Bosque leid. Auf ihrem Gesicht spiegelten sich die Gefühle wider, die in ihrem Innern tobten.

Es war schlimm.

Sie torkelte zurück. Wie ein Fisch auf dem Trockenen schnappte sie nach Luft. Die rechte Hand hatte sie dorthin gelegt, wo unter der Haut das Herz schlägt. Die Augen waren groß, hatten sich in ungläubigem Staunen geweitet, und das Gesicht schien einzufallen, wobei die Wangen allmählich grau wurden.

Sie fing sich wieder. Wenigstens konnte sie sich auf den Beinen halten, wobei sie den Kopf schüttelte und den Namen ihres Leibwächters stöhnend aussprach.

Aus diesem einen Wort hörten wir all die Enttäuschung, und die steckte verdammt tief.

Ich mußte schlucken. Auch mir ging dieser Vorgang an die Nerven. Hier erlebten wir das psychische Ende einer Frau, die lange Zeit der Täuschung verfallen war und für die eine Welt zusammenbrach.

»Haben Sie das nie gewußt, daß ich auf der Seite Ihres Bruders stehe, Señora?«

»Nein — nein…«

»Dann wissen Sie es jetzt. Das hier ist unsere Nacht. Heute schlagen wir zu!«

»Was…was wollt ihr denn?« Inez del Bosque quälte sich die Worte über die Lippen.

»Macht. Wir wollen Macomba zum Sieg verhelfen!«

Das war auch mir klar. Aber Jago hatte den Begriff Macomba erwähnt.

Bisher hatte er nicht faßbar immer über uns geschwebt. Ich wollte endlich wissen, worum es sich genau handelte. Wenn ich mit Jago darüber sprach, gewann ich gleichzeitig Zeit.

»Jago!« redete ich in das Schweigen hinein. »Wer oder was ist Macomba? Rede!«

»Du kennst ihn nicht?«

»Nein, ich habe ihn nie gesehen. Ich glaube fest, daß es ihn überhaupt nicht gibt.« Dies war provozierend gesprochen, das hatte ich auch vorgehabt.

»Du Narr!« zischte Jago, und er konnte plötzlich englisch sprechen. »Du Tor, du Idiot, du Ignorant. Wie kann man nur so größenwahnsinnig sein und Macomba verachten.«

»Nur wenn man nicht weiß, was er ist.«

»Macomba ist überall. Macomba ist so alt wie die Welt. Vielleicht sogar noch älter. Macomba sitzt in den Wäldern, den Städten, den Flüssen und den Bergen. Er ist ein gewaltiger Geist, von dem niemand weiß, wie er aussieht. Überall hängen seine Bilder. Der eine stellt ihn sich wie einen Vogel mit drei Augen vor, der andere wie ein Schrumpfkopf aus dem tiefen Dschungel. Wie man ihn zeigt, spielt keine Rolle. Die Hauptsache ist, man glaubt an ihn. Er hütet die Toten, er ist Herr über das Reich der Schatten, und seine Diener müssen

Böses tun, um ihm zu gefallen. Er hat die Kraft, durch den Voodoo-Zauber Tote wieder auferstehen zu lassen. Wenn die Macomba-Trommeln geschlagen sind und sein Geist beschworen wird, erleben seine Diener die Stärke dieses Zaubers. Uns zeigt er sich in den Masken, die er mit seinem Licht erfüllt hat. Wer die Masken aufsetzt, ist ihm verfallen, der ist sein Diener für immer.«

»Du hast ihn auch nicht gesehen?« fragte ich, wobei ich überlegte, ob mit Macomba vielleicht der Spuk gemeint sein konnte, denn Jago hatte vom Reich der Schatten gesprochen.

»Niemand hat ihn je gesehen oder nur wenige Auserwählte.«

»Kennst du einen?«

»Ja, sein Erster Diener in diesem Land hat ihn gesehen. In einer finsteren Nacht hat Cassara ihn beschworen, und er hat sich ihm gezeigt. Macomba ist gekommen und hat Cassara den Auftrag gegeben, das Land in Besitz zu nehmen. Er hat die Masken seiner toten Diener geschickt, sie mit seinem Geist gefüllt, um neue Diener zu gewinnen. Das ist Macomba, der Größte von allen. Und wer versucht, sich gegen ihn zu stellen, wird vernichtet. So wie es mit euch bald geschehen wird. Hört ihr die Trommeln? Lauscht genau, ihr Wahnwitzigen. Cassara ist da, er wird ihn anrufen, denn heute ist seine Stunde. Die Masken sind versammelt. Vor diesem Grabmal werden wir euch Macomba opfern. Durch die Erweckung des Ernesto del Bosque hat er uns ein Zeichen gegeben, daß er bereit ist, unser Opfer auch anzunehmen. Macomba wird siegen!«

Den letzten Satz hatte Jago heraus geschrien, er war sich seiner Sache sicher.

Und er hatte recht. Draußen vor dem Grabmal mußte sich einiges verändert haben. Nicht nur der Trommelklang hatte sich verstärkt, es war auch ein Feuer angezündet worden, denn der Widerschein hochlodernder Flammen drang durch die offenen Türen bis weit in dieses Grabmal hinein und hinterließ auf dem hellen Marmorboden graue, sich hastig bewegende Schattenspiele. Da tat sich etwas, während wir im Innern die berühmte Ruhe vor dem Sturm erlebten.

Auch der Zombie hielt sich zurück. In einer seltsamen Haltung wartete er ab. Er stand da, hatte den Körper zurückgebeugt und sah aus, als würde er jeden Augenblick nach hinten kippen. Die Arme vom Körper gespreizt, Augen und Mund geöffnet, das Gesicht fahl und gleichzeitig versehen mit einem zuckenden Schattenmuster.

Er trug ein Leichenhemd.

Bei der Beerdigung mochte es einmal kostbar und teuer gewesen sein, jetzt allerdings wirkte es wie ein feuchter, nach Leichengeruch stinkender Lappen. Und es klebte an seinem Körper, wobei an einigen Stellen der Stoff in Fetzen gerissen war.

Eine Gestalt zum Fürchten. Und so etwas wollte Inez del Bosque mit

in ihr Haus nehmen.

Ich schüttelte mich bei dem Gedanken, dafür hatte ich kein Verständnis.

Auch die Hausherrin hatte die Worte ihres Leibwächters begriffen. Sie wußte nun, daß sie in einem tödlichen Kreisel steckte, aus dem es für sie kein Entrinnen gab.

Der einzige, der sich noch bewegen konnte, war Suko, auch wenn es ein Risiko für ihn bedeutete, denn wenn er eingriff, schoß Jago mir in den Rücken.

Ich kannte meinen Freund und Kollegen lange genug, um zu wissen, daß er verzweifelt nach einem Ausweg suchte. Man sah ihm an, daß es hinter seiner Stirn arbeitete, aber er traute sich nicht, einzugreifen. Jago hätte getötet.

Noch griff der Zombie nicht ein. Er hatte seine Haltung beibehalten, stand nach wie vor auf dem Fleck, und ich glaubte, daß er dem Trommelklang lauschte, der immer hektischer wurde und auch von entzückten, manchmal irre klingenden Schreien durchbrochen wurde.

Die Stunde des Macomba näherte sich unausweichlich. Wir sollten die Opfer werden.

Noch trugen wir unsere Waffen. Aber auch daran dachte Jago. Er kannte uns inzwischen und wußte, daß wir nicht unvorbereitet nach Rio gekommen waren.

»Chink!« sprach er meinen Freund Suko an.

Betont langsam und bedächtig drehte sich Suko so, daß er Jago sehen konnte.

Der Leibwächter stieß ein hämisches Lachen aus. »Ich weiß, daß du so einige Dinge bei dir trägst, die mir nicht gefallen. Leg deine Waffen weg!«

Suko runzelte die Stirn. Gern tat er es nicht, das war ihm genau anzusehen. »Ich warte nicht länger!«

Der Inspektor nickte. »Ist gut, Jago, ich komme deinem Befehl nach!«

Auch Inez del Bosque meldete sich. »O Gott!« stöhnte sie. »Wohin soll das nur alles führen…«

Sie schien zur Vernunft gekommen zu sein, legte wieder die Hände ineinander und fiel dann auf die Knie.

Suko, der zu seiner Beretta gegriffen hatte, unterbrach die Bewegung, Jago sah es, und er zischte: »Mach weiter, du Hundsfott von Chinese. Los, beeil dich!«

Mein Freund zog die Beretta aus der Halfter. Er ließ sie fallen, fing sie mit dem Fuß ab, so daß sie nicht zu hart auf den Marmorboden prallte.

»Weiter, verdammt, weiter! Du hast doch noch diese Peitsche, das habe ich gesehen.«

»Es stimmt.« Suko griff danach.

Ich beobachtete ihn aus schmalen Augen. Vom langen Stehen war ich verkrampft. In meinem Nacken hatte sich Schweiß gesammelt, und er rann in langen, kalten Bahnen über meinen Rücken.

Würde mein Freund die Peitsche nehmen und einen Kreis schlagen?

Nein, das konnte er nicht riskieren, Jago war zu wachsam.

Suko hielt seine Waffe nur mit zwei Fingern, so daß der andere sah, daß er nicht vorhatte, sie einzusetzen. Auch die Peitsche fiel zu Boden. Sie blieb dicht neben der Beretta liegen.

»Hast du noch mehr Waffen?« fragte Jago.

»Ja, eine.«

»Dann weg damit.«

»Natürlich.«

Suko sprach das Wort so leicht und lässig aus. Ich wußte im gleichen Moment Bescheid. Sicher, er hatte noch eine dritte Waffe. Das war Buddhas Stab, der es möglich machte, die. Zeit für fünf Sekunden anzuhalten. Dabei konnte sich nur der Träger des Stabes bewegen, nicht die anderen Personen, die sich in Rufweite befanden. Sie erstarrten für den Zeitraum von fünf Sekunden.

Der Stab war Sukos und auch unsere Chance!

Bevor er ihn noch hervorholte, und er ließ sich abermals Zeit dabei, hatte sich Inez del Bosque von ihrem ersten Schrecken erholt. Sie stand wieder auf, fand an der Marmorwand Halt und kam zitternd auf die Füße.

In ihrem Gesicht hatte sich der Ausdruck verändert. Er zeigte mit einemmal eine wilde Entschlossenheit, keine Trauer oder Enttäuschung mehr, sondern den Willen, die Enttäuschung abzuschütteln und zu kämpfen.

Aber sie würde nicht gewinnen können, die andere Seite hielt alle Trümpfe fest. Vielleicht machte ich einen Fehler, wenn ich jetzt eingriff, doch ich konnte die Frau nicht in ihr Verderben laufen lassen. »Bitte nicht, Señora, bleiben Sie ruhig. Es wird alles ins reine kommen. Noch leben wir.«

Sie schaute mich mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen an.

»Leben?« hauchte sie. »Was ist das denn für ein Leben? Es ist alles zerstört, für das ich gekämpft habe. Man hat mich verraten, man hat mich betrogen, und man will mir jetzt auch den Mann nehmen…«

»Ihr Mann ist tot, verdammt!« schrie ich.

»Nein, nein, er lebt, er kann sich bewegen!«

»Trotzdem ist er tot. Eine lebende Leiche, verstehen Sie doch! Er wird Sie nicht hören, er will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben, er kann es nicht. Verdammt…«

»Sinclair, halt dein Maul!« Jago sprach die Worte drohend aus, und ich begriff. Ich hatte mich gehen lassen, riß mich wieder zusammen, denn ich wollte nicht durch Unbeherrschtheit die Chance meines

Freundes zerstören.

Für einen Moment wurde es still. Dann ein schlurfender Schritt.

Der Zombie bewegte sich. Er hatte sich gedreht. Durch die offenstehenden Türen fegte von draußen her ein Windstoß in das große Grabmal, legte die Kerzenflammen waagerecht und verlöschte sie fast, doch die Flammen fingen sich wieder und richteten sich auf.

Wie der Zombie.

Ich sah, wie sein Mund weiter aufklappte. Ein Heulton drang daraus hervor, nichts Menschliches mehr an sich habend, und der Zombie warf sich mit seinem gesamten Körpergewicht voran — genau auf Inez del Bosque zu.

In diesem Augenblick handelte Suko. Nichts, aber auch gar nichts kündete an seiner Haltung an, daß er etwas Entscheidendes vorhatte.

Auch Jago merkte nichts.

Dann erscholl Sukos Ruf.

»Topar!«

***

Alles wurde anders!

In dem Augenblick, als der Ruf des Chinesen erscholl, da erstarrten die Anwesenden bis auf einen. Ob Mensch oder Monster, es spielte keine Rolle, nur Suko konnte sich bewegen, denn er war der Träger des Stabs.

Und wie er sich bewegte, denn er wußte, daß alles auf ihn ankam und fünf Sekunden verdammt kurz waren.

Am wichtigsten war Jago! Er stand wie ein Eisblock hinter dem Geisterjäger John Sinclair, die Hand an der Waffe, den Finger am Abzug, aber er konnte sich nicht bewegen.

Suko benötigte nur einen Sprung, um Jago zu erreichen. Dann riß er ihm die abgesägte Schrotflinte aus der Hand. Töten durfte er den Gegner nicht, sonst wäre die Wirkung des Stabes aufgehoben worden, aber Suko wußte sich auch anders zu helfen.

Weit holte er aus.

Jago war ein Brocken, ein Koloß. Um ihn aus dem Weg zu schaffen, mußte man schon Kraft einsetzen.

Suko schlug zu.

Es war ein Hammer. Waagerecht wischte die gefährliche Waffe durch die Luft. Sie traf Jago nicht im Gesicht, Suko hatte da Hemmungen, aber an der Brust.

Es kam über ihn wie ein Orkan.

Jago konnte sich nicht halten, er flog zurück, weit zurück, sogar durch die offene Schiebetür, und er krachte erst in dem Gang zu Boden, der auch aus dem Grabmal führte.

Zeit war vergangen. Den Rest wollte Suko nutzen. Er kreiselte herum

und nahm seine Waffen auf. Wenn die fünf Sekunden vorbei waren, konnte sich der Zombie wieder bewegen, dann würde er ihn eiskalt auflaufen lassen.

Vorbei die Zeit!

Auch ich konnte mich wieder bewegen, aber ich spürte keinen Druck mehr im Rücken, war von der Waffenmündung befreit, sah Suko und erkannte auch, wie er dem Zombie entgegenstürzte, der sich unbedingt auf die Frau werfen wollte.

»John, der Leibwächter!«

Suko schrie mir den Satz zu. Ich verstand, drehte den Kopf und sah ihn als kompakten Schatten am Boden liegen, vom zuckenden Flammenschein umspielt.

»Pack ihn dir!«

Was ich schon immer befürchtet hatte, trat nun ein. Ich mußte gegen Jago kämpfen…

***

Suko beschäftigte sich mit dem Zombie. Er hatte sich in der ersten Aufregung verschätzt, der untote Ernesto war schon näher an seiner Frau, als Suko gedacht hatte.

Und er griff zu.

So schnell konnte Inez nicht reagieren. Sie bekam die Arme nicht rasch genug in die Höhe, die griffbereiten Totenklauen fuhren darüber hinweg und erreichten ihr Ziel.

Kalt und hart waren die Würgehände, die sich plötzlich um die Kehle der Brasilianerin legten. Sie kam nicht mehr dazu, noch Luft zu holen. Wie abgeschnitten war der Sauerstoff, ein dumpfes Röcheln drang aus der Kehle, und sie sackte in die Knie.

Da war Suko heran. Die Dämonenpeitsche auszurollen, dazu war er nicht gekommen, er mußte den Untoten mit einer Silberkugel töten. Die Beretta hatte er längst an sich genommen, und er hielt sie so, daß er dem Untier die Kugel aus kürzester Distanz in den Kopf schießen konnte.

Der Chinese feuerte.

Vorbeischießen konnte er aus dieser Entfernung nicht. Das geweihte Silbergeschoß drang in den Schädel der untoten Bestie und zerstörte ihn auf schreckliche Art und Weise.

Für einen Moment hatte es den Anschein, als hätte die Silberkugel nichts ausgerichtet, und der Zombie würde trotz seiner hinteren zerstörten Kopfhälfte noch weiterleben, dann aber kippte er um und hätte Inez del Bosque unter sich begraben, wenn Suko nicht zur Stelle gewesen wäre.

Er griff hastig zu, bekam den Zombie an der Schulter zu fassen und schleuderte ihn herum.

Mit Schrecken sah er, daß der langsam vergehende Untote noch immer seine Hände um den Hals der Frau gekrallt hielt und es auch weiter tun würde, wenn Suko nichts unternahm.

Die Kräfte eines Toten sind ungeheuer. Suko mußte sich einiges einfallen lassen, wenn er die Frau noch retten wollte. Er nahm keine magischen Waffen, mit reiner körperlicher Kraft wollte er die unheimliche Totenklauen-Klammer sprengen.

Suko drehte sich, so daß er neben den wankenden Gestalten stand, rammte seine Arme von unten hoch und jagte sie in die Lücke zwischen den beiden Würgearmen des Zombies.

Für den Bruchteil einer Sekunde gelang es ihm, die Gesichtsausdrücke der beiden festzuhalten.

Das der Frau war ebenso verzerrt wie das des Zombies. Suko glaubte, in gebrochene Augen zu schauen, der Mund stand offen, eine Maske der Pein schaute ihn da an, und der Chinese setzte alles in seine letzte verzweifelte Aktion.

Ein wilder Schrei drang aus seinem Mund. Er mußte sich einfach entladen, und es gelang ihm tatsächlich, den mörderischen Würgegriff zu sprengen.

Der Zombie kippte nach links und klatschte auf den Rücken, wo er sich langsam auflöste.

Inez del Bosque aber konnte sich ebenfalls nicht mehr halten. Suko fing sie auf.

Steif wie ein Brett lag sie in seinen Armen. Der Inspektor wollte sie ansprechen, doch da blieb ihm das Wort im Hals stecken. Señora Inez del Bosque würde nie mehr antworten können.

Sie war tot!

Eine Sekunde lang blieb Suko so sitzen, die Tote in seinen Armen. Der Zombie hatte es doch geschafft. Ein Toter hatte einen anderen Menschen ermordet.

Vielleicht war das Grauen der letzten halben Stunde auch zu stark gewesen. Inez del Bosque war schon älter, vielleicht hatte auch ihr Herz nicht mehr mitgespielt — wer konnte das sagen? Jetzt, wo für sie alles vorbei war.

Aber für John und ihn nicht.

Macomba lebte weiter. Dieser unheilvolle Zauber, der sich wie ein Lauffeuer ausgebreitet hatte und jetzt von Cassara übernommen worden war, dem ersten Diener des Macomba.

Sie waren da, und man mußte sie stören.

Suko schnellte hoch, denn er hatte die Schreie gehört. Kampfschreie waren es gewesen, und er dachte sofort an John Sinclair und Jago.

Plötzlich hatte er Angst um seinen Freund…

***

Von Beginn an hatte ich mich davor gefürchtet, mit Jago zusammenzutreffen, auf harte, brutale Art und Weise. Nun gab es keinen anderen Weg mehr.

Vielleicht hatte ich einen Vorteil. Jago war von Suko schwer getroffen worden, er mußte angeschlagen sein, und darauf konnte ich nur hoffen.

Auch zog ich meine Beretta, ich wollte ihn nicht erschießen, nur in die Schranken verweisen.

Der Hieb machte ihm zu schaffen, denn er wand und wälzte sich auf dem Boden. Als ich nahe genug an ihn herangekommen war, da richtete er sich auf — und schaute in die kleine, aber sehr gefährliche Mündung meiner Waffe.

»Rühr dich nicht!« sprach ich ihn an. »Eine Bewegung nur, und du bist erledigt!«

Auf seinem Gesicht lag der Schweiß. Ich schaute nicht an ihm vorbei nach draußen, wo ein Feuer brannte und ein Spiel von Licht und Schatten durch den Park warf. Ablenken lassen wollte ich mich nicht, ich schaltete praktisch ab, hörte auch nicht mehr den aggressiver gewordenen Klang der Trommeln und kümmerte mich auch nicht um maskenbewehrte, huschende Gestalten — ich sah nur den Gegner vor mir und damit sein rundes Gesicht, dunkel und vor Schweiß glänzend, mit weißen Augäpfeln. Dazu ein Körper, der riesig zu nennen war, die Hände glichen Schaufeln, sie waren für ihn Waffen, obwohl er seine eigentliche, das gekürzte Gewehr, nicht mehr besaß.

Wir starrten uns an.

Keiner ließ den Blick von dem anderen. Sie bohrten sich ineinander. Das Band der Feindschaft hing unsichtbar zwischen uns, und ich las in seinen Augen, daß er noch nicht aufgegeben hatte. Nicht ein Mann wie dieser Jago, der kämpfte bis zum allerletzten Atemzug.

Ich mußte ihn dazu zwingen, aufzustehen, sich dann umzudrehen, damit ich ihm den Lauf meiner Pistole über den blanken Schädel ziehen konnte. Bewußtlos war er mir am liebsten.

»Hoch mit dir!«

Er tat so, als würde er mich nicht verstehen. Nur seine Lippen zuckten.

Ich beugte mich noch ein wenig weiter vor und trat ihm dabei mit der Fußspitze gegen die Schuhsohle.

»Verdammt, in die Höhe!«

»Ja, ja!« keuchte er, rutschte ein Stück zurück und begann zu grinsen, was mir überhaupt nicht gefiel, denn sicherlich hielt er noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Als er die Wand spürte, blieb er sitzen. Ich trat sicherheitshalber einen Schritt zur Seite, bekam ihn so besser ins Blickfeld und lauerte darauf, wie er meinem Befehl nachkommen würde.

Diesmal sträubte er sich nicht. Er stützte sich mit der rechten Hand ab und verzog sein Gesicht, wahrscheinlich hatte er Schmerzen, Nachwirkungen des Schlages, und er holte auch pfeifend Luft.

Das lenkte mich ab, denn Jago war doch raffinierter, als ich angenommen hatte.

Sein Angriff erfolgte mit den Füßen. So schnell, so schlangengleich, daß ich ihn erst mitbekam, als es zu spät war. Da hatte sich sein Fuß um meinen Knöchel gehakt.

Ein gedankenschneller Ruck, ich verlor den Halt, fiel nach hinten, krachte gegen die Wand und hatte Schwierigkeiten meinen rechten Arm herumzubekommen.

Zu einem Schuß kam ich nicht, denn da war noch das zweite Bein, und das wischte in die Höhe. Schon artistisch, wie er das machte und genau meinen Unterarm traf.

Einen so harten Tritt konnte ich nicht überwinden. Fast von selbst öffnete sich meine Faust, die Beretta verlor ich und mußte zurück, weil sich diese menschliche Kampfmaschine auf mich zuwarf.

Sein Hammerschlag verfehlte mich. Er streifte fast meinen Hosengürtel, der zweite Tritt folgte, ich wich ihm aus und konterte selbst.

Mit der Handkante.

Wie der Kerl so rasch auf die Füße gekommen war, konnte ich nicht sagen, auf jeden Fall lief er in den Hieb hinein, der ihn durchschüttelte, aber nicht außer Gefecht setzte.

Er wankte und hielt sich.

Noch ein Schlag und abermals einer. Dann ein Tritt. In meiner unheimlichen Wut ging ich voll hinein, hämmerte von links und rechts und wunderte mich, daß er nicht mit Schlägen konterte, obwohl seine Lippen bereits aufgeplatzt waren und er auch nahe seiner rechten Augenbraue etwas abbekommen hatte.

Aber er hatte nicht aufgegeben, sondern wartete auf eine schwache Phase. Und diese Schwachstelle fand er bei mir. Er schlug nicht, nein, er machte es noch schlimmer.

Plötzlich umfaßten mich zwei gewaltige Arme, sie waren wie Ringe und preßten meine Arme hart an den Körper.

Im ersten Moment war ich geschockt. Dann merkte ich, wie meine Füße den Kontakt mit dem Boden verloren, ich schwebte in der Luft, wurde nur von meinem Gegner gehalten.

Nicht eine Handbreite paßte mehr zwischen unsere Gesichter, so nahe lagen sie zusammen.

Ich roch den säuerlichen Schweiß, den der Körper des Leibwächters ausströmte, sah das Blut in seinem Gesicht und las den Mordwillen in seinen Augen. Jago wollte mich vernichten.

Ein gewaltiges Brüllen drang aus seinem Maul, ich schrie ebenfalls,

als er mich herumwuchtete, ein paar Schritte vorlief und mich dann von sich wegschleuderte wie ein Stück Holz, durch die offene Eingangstür und den Macomba-Dienern nicht nur vor die Füße, sondern auch auf das lodernde Feuer zu…

***

Suko wurde zum Tiger!

Er hatte die Schreie gehört, sah auch, daß sich sein Freund in den Klauen des Leibwächters befand und war einfach zu weit weg, um eingreifen zu können.

Auch mit einer Kugel hätte er ihn nicht gestoppt, außerdem schoß Suko keinem Menschen in den Rücken.

Er jagte in dem Augenblick los, als Jago seinen Freund wegschleuderte.

John konnte er nicht mehr helfen, der flog wie eine menschliche Rakete dem Ausgang zu, aber Suko wollte zusehen, daß Jago nicht ungeschoren davonkam.

Der Chinese stieß sich ab. Es war ein Karatesprung aus vollem Lauf, das linke Bein angewinkelt, das rechte vorgestreckt, und dies genau traf Jago ins Kreuz.

Die Wucht eines Hammerschlages hätte nicht schlimmer sein können.

Damit hatte Jago nicht gerechnet, er wurde nach vorn katapultiert, konnte sich nicht mehr fangen und landete auf dem Boden. Mit dem Bauch zuerst war er aufgekommen, und so schlitterte er auch noch ein Stück über den Marmorboden.

Suko setzte nicht nach. Er tat etwas anderes. Aus seinem Gürtel riß er blitzschnell die Dämonenpeitsche, schlug ebenso schnell einen Kreis über den Boden, so daß die drei Riemen herausrutschten und hatte sie schlagbereit.

Jago war kein Dämon, er würde die Schläge überstehen, und Suko hatte auch nicht vor, ihm auf diese Art und Weise zu malträtieren. Er wollte etwas ganz anderes.

Er ließ sich sogar noch die Zeit, um einen Blick auf das Feuer zu werfen, aus dem eine Funkenspur gegen den Himmel stob, dann mußte er sich wieder um Jago kümmern.

Der hatte sich auf den Rücken geworfen, schüttelte seinen Kopf, rollte mit den Augen und verzerrte sein Gesicht zu einer wilden Grimasse.

Nein, noch hatte er nicht aufgegeben, aber seine Bewegungen waren schwerfälliger geworden.

Suko nutzte die Chance.

In der Handhabung der Peitsche machte ihm niemand etwas vor, er konnte damit umgehen, als hätte man sie ihm in die Wiege gelegt. Und das bewies er jetzt.

Suko stand schräg vor seinem Gegner, der sich in einer Stellung befand, von der er kaum angreifen konnte, weil er sich erst auf die Beine wuchten mußte.

Gedankenschnell und ziemlich flach schlug der Inspektor zu. Jago riß trotz dem die Hand hoch und hätte die Riemen auch fast zu packen bekommen, doch sie streiften nur seine Finger und wickelten sich noch in der gleichen Sekunde mit ungeheurer Geschwindigkeit um seinen Hals.

Jetzt hatte Suko ihn.

»Uuuuahhh!« Der Schrei des Leibwächters erstickte in einem Gurgeln, als Suko die drei Riemen noch enger um seine Kehle zog und den Mann mit einem heftigen Zug zu Boden schleuderte, so daß er auf dem Rücken zu liegen kam.

Suko tat das, was er tun mußte, nicht gern. Er haßte solche Angriffe, aber er war dazu gezwungen, denn auf einen langen Kampf hätte er sich nicht einlassen können.

Jago wehrte sich, der trampelte mit den Füßen, hob die Arme und wollte seine Finger unter die Riemen schieben, um sie von seinem Hals wegzureißen.

Das gelang ihm nicht. Seine Hände konnte man zwar als Waffen bezeichnen, diesmal jedoch gereichten sie ihm zum Nachteil, da seine Finger einfach zu dick waren.

Er wehrte sich lange, dann wurden seine Bewegungen schwächer, bis sie schließlich völlig erlahmten.

Sofort lief Suko auf den Mann zu und löste die Peitsche von dessen Hals. Wo die Riemen gesessen hatten, waren deutliche Streifen in der Haut zu erkennen.

Suko fühlte nach dem Herzschlag.

Alles okay, der Mann war nicht tot, nur bewußtlos. Und das war der Sinn der Sache gewesen.

Lange durfte sich der Chinese nicht neben ihm aufhalten. Er spritzte sofort wieder in die Höhe und kümmerte sich um seinen Freund John Sinclair…

***

Zuerst war es nur der Flug, dann kam der harte Aufprall, und einen Moment später die Schmerzen.

Ich hörte auch die Schreie und sah mich plötzlich von Funkenbahnen umtobt. Ohne recht zu überlegen, tat ich genau das Richtige und rollte mich mehrmals um meine eigene Achse, um der Gefahr der Verbrennung zu entgehen.

Um mich herum loderte und tobte die Hölle. Flammen, Funken und glühende Holzteile, denen ich verzweifelt versuchte zu entkommen.

Ich war zum Glück nicht auf den harten Marmorboden gefallen,

sondern dicht daneben, wo sich auch der Rasen wie ein weiter, weicher, grüner Teppich ausbreitete, und das war mein Glück. So hatte ich mir jedenfalls nichts gebrochen oder verstaucht.

Gegen Feuer war ich nicht resistent. Obwohl es nur Sekunden waren, in denen ich direkten Kontakt mit den Flammen bekommen hatte, reichte die Zeit, um einen Teil meiner Kleidung anzusengen oder auch in Brand zu setzen.

Das merkte ich, als ich auf die Füße kam. Augenblicklich begann ich, mit beiden Händen auf meinen Körper zu klopfen, um die schwelenden Stellen zu löschen.

Ich hätte mich lieber um die Macomba-Diener kümmern sollen, so aber kassierte ich einen Schlag, der mich zurückschleuderte, und erst das Denkmal stoppte mich.

Ich schüttelte den Kopf, atmete pfeifend ein und hatte plötzlich freies Sichtfeld.

Sekunden ließ man mir, um die Eindrücke aufzunehmen. Die Macomba-Diener hatten ein Feuer entfacht, und sie tanzten in einem wilden Reigen um die Flammen herum. Dabei sahen sie schaurig aus. Die Masken, die ich noch aus London von den Parkuhren kannte, steckten nun auf ihren Köpfen.

Einer von ihnen trug eine besonders schaurige Maske. Das mußte Cassara, der Anführer, sein. Wie bei allen anderen, so steckte auch in seinem Mund der Griff eines Messers. Die Klinge zeigte fast die Länge eines Unterarms, wer mit ihr in Berührung kam, konnte sein Leben abschließen.

Die Macomba-Diener hatten sich um das Feuer aufgebaut. Sie standen so, daß sie mich anschauen konnten, und ich hätte jetzt gern ihre Gesichter gesehen, die echten, meine ich, aber da war nichts zu machen. Jeder trug eine Maske.

Außen glühten sie rot, innen strahlten sie gelb auf. Diese Masken mußten mit ihren Trägern eine Verbindung eingegangen sein, eine Symbiose. Wahrscheinlich bekam die Diener durch die Masken auch die Kraft, die sie benötigten.

Macomba gab sie ihnen!

Wütend war das Trommeln. Einer der Diener saß etwas abseits des Feuers, wurde nur von seinem Widerschein erfaßt, der über die kauernde Gestalt zuckte.

Er bewegte seine Arme im genauen Rhythmus. Die Trommelstöcke wirbelten in seinen Händen. Den Kopf hatte er zurückgeworfen, das Gesicht war bemalt, der Mund stand offen, und ich glaubte, dumpfe Worte über seine Lippen strömen zu hören.

»Macomba…Macomba…«

Er rief den bösen, den großen Geist an.

Aber wer war Macomba? Eine Antwort hatte ich noch immer nicht

bekommen, sondern sah mich nur den Dienern gegenüber, deren Körper hektisch zuckten, als sie mit tanzenden Bewegungen dem Rhythmus der unheimlich klingenden Trommel folgten.

Was mit Jago geschehen war, wußte ich nicht. Auf jeden Fall war er mir nicht gefolgt, ich konnte nur hoffen, daß sich mein Freund Suko mit ihm beschäftigte und die menschliche Kampfmaschine ausschaltete. Jetzt hatte ich doch Gelegenheit, Schwelbrände auf meiner Kleidung zu löschen. Mit beiden Händen schlug ich zu, hieb gegen den Stoff, daß die Funken stoben und mich der beißende Rauch umgab. Ein Hustenanfall schüttelte mich durch, und ich dachte daran, daß ich nur mit meinem Kreuz, dem Dolch und der Gemme bewaffnet war. Die Beretta hatte ich leider verloren.

Die Masken waren dämonischen Ursprungs. Nach Möglichkeit mußte ich an sie herankommen und sie zerstören. Die Frage stellte sich nur, in wie weit sie mit den Menschen eine Verbindung eingegangen waren, denn ich scheute davor zurück, auch die Macomba-Diener zu vernichten.

Cassara kam.

Er tanzte schneller als die anderen und wuchtete seinen geschmeidigen Körper vor. Dabei öffnete er weit den Mund, so daß der Messergriff zwischen den Zähnen hervorrutschen konnte.

»Macomba!« schrie er. »Macomba!«

Ich zog meinen Dolch. »Zeig doch deinen Macomba!« brüllte ich zurück.

»Los, zeig ihn!«

Er lachte rauh und schallend. »Du wirst ihn noch früh genug sehen. Macomba ist stark, stärker als du, er wird dich vernichten, er wird alle vernichten, die nicht auf seiner Seite stehen.« Brüllend lachte er auf, die Maske auf seinem Kopf bewegte sich hektisch, der nackte Oberkörper glänzte, denn er hatte ihn mit irgendeinem Fett eingerieben, und die Muskeln unter der Haut spielten.

Dieser Cassara war schon ein gefährlicher Bursche, daß konnte ihm niemand absprechen, und Macomba hatte sich genau den richtigen ausgesucht, der seine Sache vertrat.

Seine Brust zeigte die Breite eines Bodybuilders. Dieser Kerl war durchtrainiert bis in den letzten Knochen, und der Vergleich mit dem gefährlichen Jago fiel nicht schwer.

Seine Kumpane ließen ihn nicht im Stich. Kaum hatte er sich auf mich zubewegt, als sie ebenfalls schneller wurden, dem Rhythmus der Trommel folgten und Kurs auf mich nahmen.

Auch ihre Messer fielen aus den innen gelb glühenden Maskenköpfen, wobei sie geschickt von den dunklen Händen aufgefangen wurden.

Zehn Gegner hatte ich. Nicht gerade wenig. Sie würden mich

fertigmachen, wenn sie nahe genug an mich herankamen. Vielleicht hatten sie vor dem Kreuz Angst.

Ich nahm es in die linke Hand und hielt es so, daß die Diener des Macomba es sehen mußten.

Der Widerschein tanzte über das Silberkreuz. Er gab ihm eine völlig andere Farbe, das Silber trat ein wenig in den Hintergrund, statt dessen zuckten schwarzrote Schattenspiele über das Kruzifix und bildeten auf meiner Hand eine Verlängerung.

Cassara befand sich inmitten seiner Gefolgsleute, an ihn kam ich nicht so leicht heran, aber ich wollte wenigstens die Wirkung des Kreuzes ausprobieren und nahm mir den links außen stehenden dämonischen Diener vor.

Ohne es zuvor anzukündigen, startete ich. Es waren gewaltige Sprünge, die mich auf ihn zubrachten, er hatte nicht damit gerechnet, auch seine Kumpane nicht, und bevor er sich versah, hatte ich schon zugestoßen.

Nicht mit dem Dolch, sondern mit dem Kreuz. Ich preßte es kurzerhand auf die Maske, drehte mich dann und sah zu, daß ich nach links wegkam.

Der Schrei war fürchterlich.

Gleichzeitig wurde er nicht durch die Maske gedämpft, denn die Kraft meines Kreuzes war stärker, als die des Macomba-Zaubers. Die Maske wurde zerstört.

Sie explodierte nicht, sondern löste sich in einer grünlichen Rauchfahne auf, die nach Schwefel und Verbranntem stank, bevor sie träge in Richtung Feuer flatterte und sich dort auflöste..

Der Mann brach in die Knie. Er riß seine Arme hoch und preßte sie gegen sein Gesicht, das nur noch eine helle konturenlose Masse war, ohne irgendwelche Organe.

Ich bekam dies durch einen Seitenblick mit und schüttelte mich vor Grauen. In diesem Augenblick spätestens wurde mir klar, daß die Menschen und die kopfgroßen Masken nicht so einfach voneinander zu trennen waren. Wenn ich eins davon zerstörte, wurde das andere direkt mit vernichtet.

Sollte ich hier zehn Tote zurücklassen?

Die Vorstellung gefiel mir überhaupt nicht, sie ging mir gegen den Strich.

Wären es Ghouls oder Vampire gewesen, meinetwegen, da gab es keine andere Chance, aber bei diesen Verblendeten sah die Sache schon wieder anders aus.

Vielleicht konnte ich sie anders zur Vernunft bringen. Sie würden meinen Befehlen natürlich nicht folgen, deshalb mußte ich mir, wenn es ging, den Anführer schnappen.

Und der hieß Cassara!

Er hatte genau mitbekommen, was mit seinem Freund geschehen war, und er stieß mir ein schreckliches, urwelthaftes Brüllen entgegen.
Gleichzeitig drang aus dem gelblich schimmernden Maul eine giftgrüne Wolke, sie strömte auf mich zu, ich riß das Kreuz hoch, doch bevor sie es erreichen konnte, stoppte sie und breitete sich aus, damit sich aus ihr etwas formen konnte.
Ein Gesicht!
Macomba!
Endlich sah ich ihn, endlich wußte ich, wer er war. Und ich erlebte eine tolle Überraschung. Ich kannte ihn nämlich.
Es war mein alter Feind Asmodis, der Teufel!

***

Er also steckte hinter Macomba! Eigentlich hätte ich es mir denken können, denn der Satan hat viele Namen. Hier nannte man ihn Macomba im Orient Scheitan, in Japan Emma-Hoo, in jedem Volk, in jeder Mythologie hatte er seinen eigenen Namen.
Asmodis und ich.
Todfeinde. Zwei, die sich haßten bis aufs Blut, obwohl er mir einmal den Weg aus dem Zentrum des Schreckens, der Vorhölle, gezeigt hatte.
Aber da waren die Verhältnisse andere gewesen.[2]
Die Macomba-Diener aber waren zu Boden gefallen. Auf die Knie hatten sie sich geworfen, denn sie sahen ihr Leitbild.
Asmodis, vielmehr sein Gesicht, stand zwischen mir und Cassara. Es schützte seinen Diener, dessen Körper und Geist von Asmodis in Besitz genommen war.
Sekundenlang geschah nichts. Ich mußte meine Überraschung verdauen und dachte darüber nach, wie ich ihn ausschalten konnte.
Er kam mir zuvor. Asmodis griff nicht an, ich sah nur sein widerliches, häßliches, dreieckiges Gesicht, das die Form eines Ziegenbockkopfes zeigte, der allerdings seltsame Bemalungen aufwies, wie sie dem brasilianischen Dschungelzauber entsprachen.
Zwischen Mund und Augen befanden sich rotgelbe Streifen, unter den Augen mit dem kalten Glanz sah ich dunkelrote Ringe, und grünlich schillerte die Stirn.
»John Sinclair!« Jetzt sprach er auch, und seine Stimme klang aus allen Richtungen, als würden wir beide in einem großen Trichter stehen.
»John Sinclair, wir sehen uns wieder, das hatte ich dir versprochen.«
»Natürlich, Asmodis. Hattest du daran gezweifelt?«
»Nein.« Er lachte dröhnend. »Aber inzwischen ist viel passiert. Ich denke nur an deine ehemalige Freundin Jane Collins. Ich weiß über sie Bescheid. Wikka, meine sehr treue Dienerin, hat mir berichtet, wie

gut es ihr geht und wie hervorragend sie sich in den Hexenreihen eingefügt hat. Sie war eine sehr gelehrige Schülerin, das muß man ihr fassen. Selbst ich wurde davon überrascht.«

»Bist du erschienen, um über Jane Collins zu sprechen?« fragte ich und horchte gleichzeitig auf, da ich in meinem Rücken Schritte vernahm.

»Nein, das nicht.«

»Sondern?«

»Ich werde Cassara gegen dich einsetzen. Vielleicht schafft er es, dich zu töten. Lange genug hat er üben können. Wenn nicht, hat er Pech gehabt, ich existiere weiter und kann neue Pläne schmieden. Du weißt doch, Geisterjäger, der Teufel ist unausrottbar. Er kann wohl Niederlagen erleiden, aber er wird sich immer wieder erholen und neue Möglichkeiten finden. Wie hier in Brasilien. Macomba lebt weiter. Diesen Zauber kann man nicht brechen. Er steckt in den Herzen der Menschen, und man wird weiterhin flüsternd von ihm sprechen.«

Ich sprach nicht flüsternd, sondern laut und deutlich, wobei mir die Worte fast von selbst über die Lippen rutschten.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!«

Es waren die Worte, die das Kreuz aktivierten.

Und es reagierte!

***

Eigentlich hatte ich die Worte nicht bewußt ausgesprochen. Es war eine automatisch ablaufende Folgereaktion gewesen. Schon immer war ich stark auf mein Kreuz festgelegt gewesen, in der letzten Zeit hatte ich von dessen Herkunft erfahren, ich wußte, daß es von dem Propheten Hesekiel erschaffen worden war, als dieser sich in babylonischer Gefangenschaft befand, und damals schon, weit vor unserer Zeitrechnung, wußte dieser Mann, daß ich einmal der Träger sein würde.

Er hat in dieses Kreuz all seine ihm bekannten Geheimnisse hineingestempelt, die Zeichen anderer Mythologien, sogar die heilige Silbe aus Indien war ihm bekannt gewesen, aber auch die vier Erzengel mußte er nicht nur gekannt, sondern auch persönlichen Kontakt mit ihnen gehabt haben. Sie hatten das Kreuz letztendlich geweiht.

Die alte überlieferte Formel, die ich nun wußte, bezog sich zwar auf das gesamte Kreuz, sie konnte allerdings auch der Mythologie entsprechend reagieren.

Das bemerkte ich hier.

Nicht aus dem Zentrum des Kreuzes schlug der Blitz, sondern an seinen Seiten wurde es strahlend hell.

Dort hatten die Erzengel ihr Zeichen hinterlassen. Und sie waren die Feinde der Hölle, vor allen Dingen Luzifers Todfeind, denn der Satan war der Überlieferung nach ebenfalls ein Erzengel gewesen, der, jedoch die Macht gesucht hatte und größer sein wollte als Gott. Er hatte den Aufstand geprobt, doch der Erzengel Michael hatte Luzifer in die Hölle gestoßen.

Diese überlieferte Szene war oft abgebildet worden. Zahlreiche, alte Holzschnitte zeigten Luzifer als einen Drachen, dessen Leib von dem Schwert des Erzengels durchbohrt wurde.

Das war der erste Sieg des Guten über das Böse!

Seit dieser Zeit hatte es zahlreiche Schlachten und Kämpfe gegeben.

Das Böse war nicht ausgerottet worden, es regenerierte sich immer wieder. Zum Glück jedoch blieb das Gute auch bestehen, und es gab immer wieder Menschen, die sich auf seine Seite stellten.

Wie meine Freunde und ich.

Das Kreuz leuchtete an seinen Enden auf. Ich schaute in das helle Licht, stand da wie ein Felsen, war vor Ehrfurcht und Demut stumm geworden, denn ich glaubte, innerhalb der Helligkeit vier Gesichter zu sehen, wie sie mir schon einmal begegnet waren, als Asmodis auf seiner Blutorgel spielte.

Vier Helfer hatten den Ruf gehört, und sie kämpften mit der Kraft ihres Lichts. Die Teufelsfratze war machtlos.

Sie wurde vernichtet.

Gellende, unheimliche Schreie schallten durch die Nacht und übertönten auch das Knistern der Flammen. Es waren Schreie des Entsetzens, der Qual und Pein, innerhalb des Lichts sah ich helle Explosionen, glaubte die Gestalt des Cassara auf mich zutaumeln zu sehen und bekam undeutlich mit, wie sie zerstört wurde.

Ein Diener des Bösen verging in den kalten Flammen des Lichts. Hier wiederholte sich das ewige Spiel, der Vorgang von der Entstehung der Welt, der oft totgeschwiegen und geredet wurde, doch nie vernichtet werden konnte.

Wie lange das dauerte, konnte ich nicht sagen, denn die Zeit war wieder einmal für mich bedeutungslos geworden. Ich stand in einem Vakuum, umklammerte nur das Kreuz und wartete darauf, daß die Reaktion beendet wurde.

Dies geschah sehr schnell.

Von einer Sekunde zur anderen fiel die helle Wand ineinander, die Umgebung um uns herum wurde wieder normal, ich sah das Feuer, den flackernden Widerschein, und ich erkannte meine Gegner.

Sie lagen am Boden!

Suko sprach das aus, was ich dachte: »Mein Gott, was war das nur«, hauchte er.

Ich schwieg, denn ich hatte Angst, daß die Macomba-Diener sich nie

mehr erheben würden. Das wollte mir nicht in den Kopf, so grausam konnte die andere Seite nicht sein, denn sie vertrat das Gute, sie…

Meine Gedanken stockten, denn mein Blick war auf Cassara, den Anführer, gefallen.

Einen Schritt vor mir lag er. Die Maske war zerplatzt, sein Kopf jedoch nicht, sondern nur sein Gesicht konnte ihm niemand mehr zurückgeben.

Es existierte einfach nicht mehr. Wir sahen nur eine glatte Fläche.

Seltsam klar und rein kam mir die Luft vor. Von Asmodis war ebenfalls nichts mehr zu sehen. Die Macht der vier Erzengel mußte ihn zurück in das Reich des Schreckens geschleudert haben.

Tief atmete ich durch, bevor ich mich neben Cassara kniete. Suko untersuchte inzwischen die anderen Menschen.

Ich schaute auf die glatte, graue Fläche, die einmal sein Gesicht gewesen war. Unter der Haut vermeinte ich, eine Bewegung zu sehen und zuckte zurück, als ich die Haut aufplatzen sah.

Etwas Schreckliches geschah.

In seinem Körperinnern mußte ein Vorgang stattgefunden haben, der nicht erklärbar war, wenigstens nicht für mich, denn plötzlich sah ich die Würmer, die aus dem Körper stiegen und im Nu eine krabbelnde, sich bewegende Masse bildeten, die weiterhin die Umrisse des Körpers nachzeichneten.

Ein Mensch, der aus Würmern bestand — widerlich!

Ich stand auf und schüttelte mich. Cassara hatte alles gewollt und auf schreckliche Art und Weise verloren. Nichts war von den Kopfmasken zurückgeblieben, das Licht hatte sie zerstört.

Ich vernahm Sukos Stimme. »John, komm doch mal her!«

Da fielen mir wieder die anderen ein.

Sollten sie etwa auch Cassaras Schicksal erlitten haben?

Sie hatten!

Geschockt standen wir vor den langsam zusammensinkenden Flammen und schauten zu, wie auch aus den Körpern der Macomba-Diener das Ungeziefer kroch. Sie alle hatten eine Maske besessen, und sie alle waren deswegen zu tief in die Sache hineinverstrickt gewesen.

Ich war blaß geworden, hatte die Hände zu Fäusten geballt, denn mit diesem Ende hätte ich nie gerechnet.

Aber es war noch nicht zu Ende. Das merkten wir sehr bald, denn hinter uns erklang ein grauenhafter Schrei.

»Jago!« zischte mein Freund…

***

Wir wirbelten herum. Zu orientieren brauchten wir uns nicht, wir wußten auch so, wo Jago herkommen würde.

Er torkelte aus dem Grabmal.

Es war eine schlimme Szene, denn auch Jago hatte bis zu den Ohren im Macomba-Zauber gesteckt. Die zerstörende Weiße Magie meines Kreuzes hatte auch ihn nicht verschont, obwohl er sich nicht innerhalb des direkten Umfelds befand.

Er kam und starb…

Aber noch hielt er sich auf den Beinen. Besonders gut zeichnete sich seine Gestalt vor dem hellen Marmorweg ab, den er entlang torkelte. Bei seinem Gesicht hatte es begonnen. Hier krochen die Würmer hervor, und obwohl er beide Hände davor geschlagen hatte, konnten wir sehen, wie sie zwischen den Fingern krabbelten.

Wir ließen ihn laufen.

Er taumelte an uns vorbei, ohne Suko und mich überhaupt wahrzunehmen, und kurz vor dem immer kleiner werdenden Feuer verließ ihn die Kraft.

Er fiel nach vorn und genau in die Flammen, die noch einmal aufstoben und einen glühenden Funkenregen in die Nacht schickten.

Sein Ende war schrecklich. Wir konnten für ihn leider nichts mehr tun.

Suko sprach ein wahres Wort gelassen aus. »So enden sie alle, John, die sich mit dem Teufel einlassen…«

***

Es gab in den nächsten Tagen noch viel Arbeit. Wir kamen nicht dazu, Rios Schönheiten auszukosten, denn mit den brasilianischen Behörden mußten wir uns herumschlagen.

Offiziell wollte niemand etwas von einem Macomba-Zauber wissen, man schwieg ihn tot, wie in Italien die Mafia. Aber inoffiziell erklärte mir ein hoher Polizeibeamter, daß man mit diesem Zauber seine Mühen hatte.

»Glaube und Aberglaube, Señor Sinclair, sie liegen hier in Brasilien eben noch dicht beieinander. Und das werden wir auch nie ausrotten können. Es gibt nur Teilsiege, so wie bei Ihnen. Hängen Sie den Fall bitte nicht an die große Glocke.«

Ich schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall.«

»Um Inez del Bosque tut es mir leid«, sagte der Mann. »Sie war eine fabelhafte Frau. Ich werde veranlassen, daß sie ein christliches Begräbnis bekommt.«

Bis zur Beerdigung allerdings blieben wir nicht. Während sich die Schönen von Rio bereitmachten, den Strand zu erobern, saßen wir im Flugzeug und flogen in Richtung Osten. Nicht einmal einen Blick auf die Tanga-Mädchen am Strand konnten wir erhaschen.

Suko trug es mit Fassung, ich trank einen Whisky und schaute dabei in das lächelnde Gesicht der reizenden brasilianischen Stewardeß, die uns beiden einen guten Flug wünschte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 172 »Ghouls in der U-Bahn«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 202 »Bring mir den Kopf von Asmodina«